Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 18/19 — Gotha, 8. Mai 1924 — 38. Jahrgang

Inhalt: Begrüßung des Sonntages — Neues von der Christlichen Welt — Gogartens Lutherauffassung. Eine Erwiderung — Herrmanns Dogmatik. Seiner Vorlesungen einundzwanzigstes Stück — Vom Katholizismus unserer Tage. 3. Der Geisterkampf und die Jugend — Das amerikanische Kirchen- und Sektenwesen. Schluß — Zehn Thesen wider die Verächter der Kultur unter den Christen — Theaterkultur und Jugendbewegung — Das Drama Karl Röttgers — Kirche und Wirtschaft — Politische Bibelauslegung (Traub) — Reise durch das Wiederaufbaugebiet Nordfrankreichs — Verschiedenes: Unmoral der Presse; Der evangelische Geistliche (Niebergall); Der katholische Geistliche (Capitaine); Wir Geistliche (Thimme); Die geistigen Arbeiter (Sinzheimer, Francke); Die freien Berufe (Feuchtwanger); Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Begrüßung des Sonntages

Schluß des Sonntag-Vorabenddienstes

Presbyter intoniert:

Tag des Herrn —

Diakon und Gemeinde:

wir grüßen dich,
Fürst der Tage, erstgekommen,
Da vom unerschaffenen Licht
Licht den Welten aufgeglommen,
Als es rief: Es werde Licht —
Säume nicht.

Weißer Schwinge, hoher Gast,
Komm hernieder Ruh-umkleidet.
Unser Rennen, unsre Hast
Stille bald, daß Wirrsal schweiget.
Laß in unserer Herzen Schrein
Sabbat sein.

Daß durchs offne Himmelstor
Gruß vom Throne uns umwehe,
Daß herab vom höhern Chor
Gottes Zukunft uns geschehe
Und erblühe in der Zeit
Ewigkeit.

Sonnentag, dich grüßen wir,
Da die ewige Sonne glänzet
Und mit ihrer Strahlen Zier
Unsre dunkle Welt umkränzet.
Brich herfür, du ewiges Licht.
Säume nicht.

Mel.: Morgenglanz der Ewigkeit

(Vgl. 1923, 45 und 51; 1924, 1) R Otto

Neues von der Christlichen Welt

Unsre Leser werden schon gemerkt haben, daß wir trotz der schweren Zeit, die noch immer an allen Ecken und Enden hemmt und hindert, mit der „Christlichen Welt" voranwollen. Die Verlagshandlung tut das Ihre: sichtlicher Beweis die Vermehrung des Umfangs; fast ganz haben wir wieder die Friedensstärke; es fehlt nur die Rückkehr zum achttägigen Betriebe, auf die wir noch verzichten, und die alte Erscheinungsweise wäre wieder erreicht. Es wäre uns übrigens lieb zu wissen, wie die Leser zu der Frage, ob alle 8 Tage oder 14 Tage, stehen; vielleicht veranstalten wir mal eine allgemeine Umfrage deswegen.

Daß wir auch für die innere Gestaltung des Blattes mancherlei Pläne haben, werden unsre Leser an der allmählichen Ausführung auch merken, und hoffentlich nicht ohne Beifall. Die Erweiterung des Umfangs gibt uns die Möglichkeit dazu. Auch dafür wären „Stimmen aus dem Publikum" willkommen: eben jetzt ist dazu die rechte Stunde.

Mit einer Neuerung treten wir in diesen Tagen offen auf den Plan. Wir beginnen mit der Ausgabe einer

„Bücherei der Christlichen Welt".

Bücher und Schriften sehr verschiedenen Umfangs und Inhalts werden in dieser Sammlung erscheinen. Bedingung, daß sie durch ihren Gegenstand oder durch ihre Verfasser irgendwie in Beziehung zur „Christlichen Welt" stehen: das rechtfertigt den Namen. Sonderdrucke von größeren Aufsätzen in der Christlichen Welt selber; Vorträge, gehalten auf Versammlungen der „Freunde der Christlichen Welt" oder des „Bundes für Gegenwartchristentum"; selbständige Schöpfungen unsrer Freunde und Mitarbeiter. Darbietungen in der Regel für die Gebildeten unter den Verehrern und Verächtern der Religion, dazwischen wohl auch einmal für den engeren zünftig theologischen Kreis.

An der Spitze der Reihe wird der erste Band einer dreibändigen „Glaubenslehre" von dem Unterzeichneten stehen; unsre Leser mögen aus dem Werke, wenn sie es noch nicht wissen, ersehen, welche Gesamtansicht vom Christentum der Mann hat, der nun im achtunddreißigsten Jahr diese Zeitschrift leitet. Der Band ist in der Handschrift fertig, soeben beginnt der Druck. Zu zweit folgt die bekannte und viel anerkannte Schrift von Hermelink: „Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart", zweite verdoppelte Auflage. (Die ergänzenden Artikel erscheinen soeben in der CW.) Stück 3 und 4 sind gedruckt und warten nur eben des Versands: Bornhausens Weimarer Vortrag „Vom christlichen Sinn des deutschen Idealismus", ebenfalls verdoppelt gegenüber dem in Weimar Gesagten und in CW 1923 Nr. 49/50 Wiedergegebenen; und meines Mitredakteurs Wünsch Arbeit: „Gotteserfahrung und sittliche Tat bei Luther", die, obzwar ohne Rücksicht darauf verfaßt, einen Beitrag zu der Kontroverse Gogarten-Barth bedeutet, welche uns eben in der CW beschäftigt.

Es wird nun darauf ankommen, daß unsre Freunde rechtschaffen mit ans Werk gehen und ihr Bestes dreingeben, damit unsre Bücherei gedeiht und der „Christlichen Welt" Ehre macht.

Was aber unser Blatt selbst anlangt, so kann ich nicht schließen ohne einen Appell an alle seine Freunde und Freundinnen. Dank zuletzt dem verständnisvollen Eingreifen des Verlags Friedrich Andreas Perthes sind wir über die kritischste Zeit glücklich hinweg. Mußten altbewährte Abonnenten den Bezug aus Not aufgeben, so haben andre, auch insbesondre Ausländer, aus ihrem Vermögen uns mit durchgeholfen. Halbe Abonnements konnten und können noch eben ausnahmsweise bewilligt werden. Aber glänzend steht es natürlich nicht um uns,

dafür sind die Zeiten noch nicht gekommen. Man stärke die Freudigkeit, mit der Verlag und Schriftleitung am Werke sind, in jederlei Weise. Alte Besteller, die es nun wieder können, sollten zurückkehren. Neue sollten gewonnen werden. Man hat viel geworben für die evangelisch-kirchliche Presse, weil sie in Not war; wir haben das den Blättern gerne gegönnt und uns ohne Mitbewerb durchgeschlagen, so gut es ging. Nun aber helfe man uns, wo man nur kann und den Sinn dafür hat, durch Werbung neuer Bezieher und eigne Bestellung.

Marburg Martin Rade

Gogartens Lutherauffassung

Eine Erwiderung

In Nr. 3/4 und 5/6 dieses Blattes hat Friedrich Gogarten von seinem eigenartigen theologischen Standpunkt aus sich über meinen Luther geäußert. Ich nehme seine Bemerkungen nicht ungern auf, weil sie mir Gelegenheit geben, meine abweichende Anschauung noch etwas schärfer ins Licht zu setzen.

Gogarten erblickt den Grundfehler meiner Lutherauffassung darin, daß nach mir „Luthers Glaube wesentlich sittlich bestimmt" sei, anders ausgedrückt, daß ich „Luthers Anschauungen auf ein sittliches Grunderlebnis zurückführe". Darin zeige sich „der beherrschende Einfluß der Kantischen Lehre vom Primat des Sittlichen"; aber demzufolge sei auch die Bedeutung des Evangeliums wie für Luther so für die Theologie überhaupt bei mir verkannt.

1

Bevor ich in die Erörterung der Sache eintrete, scheint es mir angezeigt — ich muß das auch mit Bezug auf Hermelinks Besprechung in Nr. 7/8 sagen —, zunächst den Sprachgebrauch des Worts „sittlich" zu klären. Wer den Streit um die Ritschlsche Theologie noch miterlebt hat, erinnert sich wohl daran, wie damals das Wort „sittlich" als Kampfeswort herüber- und hinüberflog und wieviel aneinander vorbeigeredet wurde, weil Jeder etwas Anderes darunter verstand. Gogarten erklärt unter Berufung auf Heinrich Barth: „das Grundprinzip der ethischen Wissenschaft", d. h. Kants kategorischer Imperativ bedeute „die Verneinung der vorhandenen materialen Lebenswirklichkeit", bedeute eine Forderung, ein Sollen, somit eine Negation des Gegebenen und eine Position nur im Sinne der Bejahung eines Nichtgegebenen. Im Gegensatz dazu spreche das Evangelium „von dem, was die Wissenschaft nur als das Nichtgegebene, als die Forderung, als das Gericht, als die Aufhebung, als die Verneinung kenne, gerade als von der Bejahung, der Erfüllung, der Gnade, dem Geschenk, dem Gegebenen". — Mir erscheint diese Fassung des Begriffs „sittlich" reichlich allgemein; sie bringt jedenfalls, soweit ich Kant verstehe, das Besondere seiner Ethik in keiner Weise zum Ausdruck. Sittlichkeitslehren unterscheiden sich teils durch die Art, wie sie die Regel des Handelns bestimmen — ob als Glückseligkeit oder als Einklang mit sich selbst usw. —, teils durch den Beweggrund, den sie für die Bejahung dieser Regel beim Menschen voraussetzen oder fordern. Wenn es wahr ist, daß Sittlichkeit immer eine Gestaltung des Willens meint, und weiter, daß dabei der Beweggrund zuletzt den Ausschlag gibt, so ist das Zweite noch wichtiger als das Erste. Kants unbestreitbares geschichtliches Verdienst bestand darin, daß er die Unterwerfung unter ein Unbedingtes als den wahren Sinn des Sittlichen wieder festgestellt hat. Aber als Grund, warum der Mensch jenem Unbedingten sich unterwirft, erscheint bei ihm die Rücksicht auf die eigene „Würde", d. h. die Selbstachtung. Um dieses Letzteren willen habe ich die Kantische Ethik überall unmißverständlich abgelehnt. Jeder, der auch nur den Aufsatz über den Neubau der Sittlichkeit gelesen hat, wird mir das bestätigen. Denn Selbstachtung führt auf Selbstliebe zurück. Die Sittlichkeit ist in diesem Fall, wie dies Kant selbst einmal unfreiwillig zugesteht, nichts Anderes als veredelte Selbstliebe. Indem ich Kant ablehnte, habe ich zugleich jede philosophische *) Ethik abgelehnt. Denn keine philosophische, d. h. keine vom Menschen ausgehende Ethik kann je einen höheren Beweggrund als den der Selbstachtung ausfindig machen. Die heute beliebte Form der Ethik, wo man lieber von „Werten" redet als von einem sittlichen Gesetz, bringt dies noch deutlicher zum Ausdruck als die Kantische. Denn indem ich „Werte" anerkenne, suche ich zugleich meinen eigenen Wert zu steigern.

Das Christentum kennt einen höheren Begriff des Sittlichen. Seine Sittlichkeit liegt von vornherein auf einer anderen Ebene, weil sie von Gott, genauer gesprochen von Gottes Gabe ausgeht. Als Gottes Gabe gilt schon das Leben samt allem, was dazu gehört (vgl. Luthers Auslegung des ersten Artikels) und darüber hinaus als das eigentlich Entscheidende das Evangelium, d. h. die in der Sündenvergebung gewährte Gottesgemeinschaft. Aus der Gabe entsteht jedoch sofort eine Forderung, ein Sollen. Nicht etwa wie es die Aufklärung verstand, als die Verpflichtung, nun ein „sittliches", d. h. ein tugendhaftes Leben zu führen. Es handelt sich um etwas viel Einfacheres und Näherliegendes; um die Pflicht, an seiner Gabe Gott als den Geber zu erkennen und ihn dafür zu ehren. Dazu gibt Gott seine Gabe, damit er vom Menschen gefunden werde. Gott will vom Menschen anerkannt und im Dank geehrt sein. Denn erst dieses Verstehen auf seiten des Menschen und die entsprechende Erwiderung ergibt das, worauf Gottes Gabe letzlich zielt: die persönliche Gemeinschaft zwischen Gott und dem Menschen. Wo diese Pflicht nicht begriffen wird, da ist Gottes Gabe um ihren Sinn und um ihren Ernst gebracht. Sofern nun das Gewissen **) die Empfänglichkeit für das Sollen darstellt, habe ich Luthers Religion, die diesen Zug aufs stärkste unterstreicht, eine Gewissensreligion genannt; aber dabei nicht gemeint, eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* ***) zu vollziehen, sondern gerade die Seite herauszuarbeiten, die Luthers Religion als Religion, will sagen als Gottesbeziehung kennzeichnet. Deutlich hebt sich ja auch der Beweggrund für dieses Sollen von dem der philosophischen Ethik ab. Denn hier ist das Treibende nicht die Selbstachtung, sondern die Dankbarkeit. Das schließt in sich, daß der Gehorsam gegen das Sollen, wenn er echt ist, ebenso frei und freudig wie jeder Rücksicht auf das eigene Ich entnommen ist.

Zwischen diesen beiden Formen der Sittlichkeit, der philosophischen und der christlichen, gibt es — das war bei mir zu lesen — keinen stetigen Übergang. Man kommt vom Einem zum Andern nur durch einen Bruch, durch einen Bruch mit der Selbstliebe. Denn im einen Fall ist das Verhältnis zu sich selbst, im andern das zu Gott das Entscheidende. Daher müssen die beiden Auffassungen sich notwendig gegenseitig verurteilen. Der christlichen Ethik erscheint die philosophische als irreligiös. Denn wenn es deren Sinn ist, den eigenen Wert durch die Ethik hinaufzusteigern, so ergibt sich gerade da, wo sie ins Religiöse übergehen möchte, vielmehr das Irreligiöse, das Trachten

*) Auch der Sprachgebrauch von „Wissenschaft" ist bei mir und Gogarten ein verschiedener. Gogarten rechnet auch die Ethik zur „Wissenschaft". Ich betrachte als das Wesen der Wissenschaft, daß sie die Anerkennung ihrer Ergebnisse zu erzwingen vermag. Das trifft auf die Ethik nicht zu. Dort hängt die Anerkennung des Behaupteten immer vom Willen des Anderen ab. Deshalb rede ich nicht von „wissenschaftlicher", sondern von philosophischer Ethik.

**) Gogarten denkt bei Gewissen immer nur an das anklagende Gewissen. Daß man unter Gewissen auch etwas Anderes verstehen kann, nämlich das Verantwortlichkeitsgefühl, den Sinn für eine Verpflichtung, hat er nirgends beachtet.

***) Übertritt in ein anderes Gebiet.

nach dem Eritis sicut deus, die Selbstverherrlichung an Stelle des Bewußtseins, nur auf der Gabe, auf der Gnade zu stehen. Umgekehrt wird der Philosoph — ob mit Recht ist eine andere Frage — immer geneigt sein, die christliche Ethik als unterwertig, als „heteronom" zu bezeichnen.

Man kann nun darüber streiten, ob es sich empfiehlt, für das, was ich bisher die „Sittlichkeit" des Christentums genannt habe, das Wort sittlich zu verwenden. Von dem, was man sonst unter sittlich und Sittlichkeit versteht, unterscheidet sich ja das innerhalb des Christentums auftretende Sollen an allen entscheidenden Punkten. Hier gilt selbst der Wille, der die Pflicht erkennt und bejaht, als durch Gott selbst, durch seine Gabe hervorgebracht. Ich habe deshalb, um Mißverständnisse möglichst auszuschließen, den Ausdruck „sittlich" mit Bezug auf das Gottesverhältnis nach Kräften vermieden und lieber allgemein von Sollen oder von Pflicht geredet *). Immerhin, sofern das Evangelium an den Willen sich wendet, ein Willensziel (Gott und die Gemeinschaft mit ihm) dabei zum Vorschein kommt, das vom Menschen bejaht werden muß, mag man den Ausdruck „sittlich" dafür zulassen. Nur darauf konnte ich nach alledem unmöglich gefaßt sein, daß mir Jemand vorwürfe, ich verstehe die Lutherische Ethik „als eine Verfeinerung der natürlichen Sittlichkeit in eine christliche" (Gogarten S. 78).

2

Der Mangel meiner Lutherauffassung und zugleich meiner Auffassung des Evangeliums soll nun nach Gogarten insbesondere da zutage treten, wo ich den Rechtfertigungsvorgang zu verstehen suche. Ich hatte, um ihn zu verdeutlichen, diejenigen Stellen als besonders wichtig hervorgehoben, wo Luther die höchste Stufe seiner Anfechtung beschreibt: die Augenblicke, in denen auch Christus für ihn zurücktritt und er nur Gott allein unmittelbar gegenübersteht. Da ist, wie er selbst angibt, seine letzte Zuflucht das erste Gebot, genauer dessen Anfangsworte: „Ich bin der Herr, dein Gott." Befreiend wirkt dieses Gebot auf Luther, sofern die Verpflichtung ihm zu gehorchen niemals aufhört und für keinen Menschen aufhört. Denn daraus entnimmt Luther, daß auch die Stellung, die Gott sich darin dem Menschen gegenüber gibt (Ich bin der Herr dein Gott), fort und fort gelte, daß sie auch ihm gelte, selbst noch in diesem Augenblick der Bedrängnis: Gott ruft ihn durch das Gebot zu seinem Dienst; also will er ihn doch vor sich leben lassen. Dies bedeute tatsächlich die Sündenvergebung. — Ausdrücklich hatte ich davor gewarnt, daß man diesen Vorgang, obwohl er sich wie ein Schluß darstellt, etwa als einen „Vernunftschluß aus der Tatsache des sittlichen Bewußtseins" betrachte. Denn es handle sich dabei für Luther um Etwas, was nach seinen eigenen Worten nicht nur wider alle Vernunft, sondern auch wider sein eigenes Gewissen, ja wider Gott selbst gehe. Er soll „glauben", daß Gott ihm gnädig sei, während sein Gewissen ihm doch klar und deutlich und, wie er zugeben muß, mit Recht, bezeugt, daß er unter Gottes Zorn stehe.

Gogarten findet nun, daß das, was ich beschreibe, trotzdem nichts Anderes sei als ein „Vernunftschluß aus der Tatsache des sittlichen Bewußtseins". Ich räumte dies auch selbst ein, sofern ich sage: „Das (nämlich daß Gott, wie er durch sein Gebot bezeugt, seinerseits die Gemeinschaft mit dem Menschen festhält) schließt folgerichtig (hinter dieses folgerichtig setzt Gogarten ein Ausrufungszeichen) die Hoffnung der Vergebung ein." Und dazu sei der Schluß ein falscher. „Denn aus der wankellosen Strenge, mit der Gott sein Gebot trotz der Unerfüllbarkeit Gebot sein läßt, kann niemals die Gnade Gottes geschlossen werden." Ich könnte darauf wohl erwidern, daß Gogarten das mit Luther ausmachen möge. Denn Luther hat eben tatsächlich immer ein Gebot als den letzten Grund seiner Gnadengewißheit genannt; und auch meine weitere Ausführung hat sich überall genau an die Äußerungen Luthers selbst angeschlossen. Aber ich darf vielleicht doch Einiges zur Verteidigung Luthers hinzufügen. Es handelt sich ja dabei doch nicht um beliebiges Gebot, sondern eben um das erste. Und ein Theologe, ich hoffe aber auch ein Laie, konnte wohl bemerken, daß dessen Anfangsworte, auf die Luther sich immer stützt, — Ich bin der Herr dein Gott — ihrem Inhalt nach nichts Anderes als das Evangelium sind. Denn daß Gott — trotz allem — mein Gott sein und bleiben will, das ist nach Luther der kurze Inbegriff des Evangeliums. Das Gebot wird in diesem Fall Gabe. Es bezeugt Luther, daß Gott fort und fort noch etwas von ihm wissen will. Es ist aber für Luther wesentlich und gerade in diesem Augenblick wesentlich, daß das Evangelium, die Gabe Gottes, ihm in der Form des Gebots entgegentritt. Würde es ihn nicht als Befehl Gottes erfassen, dann hätte Luther sich selbst im Verdacht, daß sein ganzer Glaube an Sündenvergebung nur seinem eigenen Lebenswunsch, seinem Willen nicht unterzugehen, entsprungen wäre. Ich finde also durch diese Schilderung meine Auffassung der Religion bei Luther, daß für ihn die Religion — als tatsächliche Zuwendung zu Gott — auf dem Gefühl für ein Sollen beruht, nur bestätigt.

Aber nun möchte ich mir meinerseits eine Frage an Gogarten erlauben. Seiner Auffassung des Evangeliums entsprechend — daß das Evangelium zu allem Sollen im Gegensatz stehe —, erklärt Gogarten, daß die Theologie das Besondere ihres Gegenstandes nur durch ihr Zeugnis behaupten könne. Schön. Aber wodurch wird dann dieses Zeugnis der Theologie (und der Predigt) überzeugend? Darüber vermisse ich bei Gogarten jegliche Andeutung. Braucht sich die Theologie darum gar nicht zu kümmern? Macht sich der Glaube daran ganz von selbst? Weil die Erhabenheit des Inhalts, die darin beschriebene „Wirklichkeit" und der sie begleitende numinose Schauer mich ergreift? Verbürgt mir das schon die Wahrheit des im Evangelium Verkündigten? Oder teilt Gogarten die Meinung, die man heutzutage allerdings hören kann, daß eben in der Paradoxie zugleich der Beweis liege? Das sind Fragen, die eine ernsthafte Theologie beantworten muß. Sonst redet sie mit ihrem „Zeugnis" in den Wind oder setzt sich dem Verdacht aus, daß sie durch bloßes Pathos berauschen möchte. Luther hat sie beantwortet, indem er das Gewissen, das Verantwortlichkeitsgefühl, dafür anrief.

3

Meine Umdeutung des Lutherischen Glaubens in ein „sittliches Grunderlebnis" soll dann weiter zwangsmäßig die Folge mit sich bringen, daß Christus nach mir im

*) Ich vermag es deshalb auch nicht anzuerkennen, wenn Hermelink Sp. 103 f. meine Lutherauffassung „gewissermaßen als den Höhepunkt der von Ritschl begonnenen Ethisierung Luthers" bezeichnet. Luther hätte nach mir „die vollendete sittliche Religion Jesu" wiederhergestellt. Über Ritschl und sein Lutherverständnis zu reden, ist hier nicht der Ort. Meinerseits sehe ich das Reformatorische bei Luther nicht darin, daß er eine sittliche Religion wiederhergestellt hat — sofern man unter sittlich und Sittlichkeit Etwas versteht, was neben der Religion herläuft und ihr nur durch seine Miteinbeziehung eine edlere Art verleihen soll —, sondern darin, daß er die Religion als Religion vertieft hat. Hermelink scheint nach den Andeutungen Sp. 106 das echt Religiöse nur da zu finden, wo „das Numinose" die entscheidende Rolle spielt. Ich verstehe unter Religion einfacher die Gemeinschaft mit Gott und erblicke die „Ethisierung" der Religion bei Luther darin, daß er das Eingehen auf das Gottesverhältnis streng als ein Sollen verstanden hat. Ich wiederhole es noch einmal: Gott hat ein Recht zu fordern, daß der Mensch ihn anerkennt und ihm dankt, und der Mensch hat eine Pflicht, ihm dankbar zu sein. Dies ist die „Vertiefung der sittlichen Auffassung", die ich meine. Und der „vom sittlichen Boden aus vertretbare Gottesbegriff", von dem ich in der Abhandlung über die Rechtfertigungslehre redete, bedeutet, wie doch aus dem Folgenden unschwer zu entnehmen war, nur dies, daß auch bei der Rechtfertigung die Wahrhaftigkeit Gottes nicht verletzt wird.

Innersten der Lutherischen Frömmigkeit nur sekundäre Bedeutung habe. Ich habe den Ausdruck „sekundäre Bedeutung" nie gebraucht, und würde es nie billigen, wenn ein Anderer ihn brauchte. Aus der zweiten Auflage, in der ich genauer auf diesen Punkt eingegangen bin, hat Gogarten in der Zwischenzeit ersehen, wie die von ihm in Anspruch genommenen Stellen gemeint waren. Er hat es trotzdem nicht für richtig gehalten, sich seinen Artikel von dem Herausgeber zurückzuerbitten und die betreffenden Seiten umzuschreiben, sondern es vorgezogen, die Luftstreiche, die er gegen mich geführt hat, ruhig in die Presse gehen zu lassen. Denn gegen Behauptungen wie die, daß bei mir die Göttlichkeit Christi grundsätzlich in der gleichen Weise konstruiert sei wie die der Menschen überhaupt; sie liege in der imperativischen Gottbezogenheit des Menschen; der Unterschied sei nur der, daß bei Jesus dieser Imperativ in einem sehr hohen Maße oder gar restlos erfüllt sei — gegen solche Behauptungen wehre ich mich nicht. Wer mir Derartiges unterschieben will, der tue es auf eigene Gefahr. Mir scheint aber, der Zwang, von dem Gogarten spricht, liegt vielmehr auf seiner Seite. Gogarten hat in der „Religion innerhalb" Ähnliches gelesen, und da es ihm beliebte, den „beherrschenden Einfluß" Kants bei mir nachzuweisen, so mußte ich wohl auch in diesem Punkt mit Kant übereinstimmen.

Nur auf Zweierlei verlohnt es sich, etwas näher einzugehen. Ich hatte darauf hingewiesen, daß es auch für Luthers Christologie ins Gewicht falle, wenn ihm in jenen Augenblicken der höchsten*) Anfechtung Christus entschwinde. Zumal da Luther dieses Verlieren Christi sich nicht als Sünde zurechne, sondern es als eine Anfechtung nehme, die Gott selbst ihm bereite. Gogarten stellt dem die Behauptung gegenüber: da für Luther die ganze Bibel eine einheitliche Größe sei, die ihren Sinn allein in Christus habe, so sei auch in jenen Anfangsworten des ersten Gebots unter dem „dein Gott" d e r Gott zu verstehen, der sich in Christus geoffenbaret habe. Demnach sei auch hier Christus der Gott, der Luther Gott gegenüber helfe. Also wenn Luther mit klaren und deutlichen Worten ausspricht, daß in solchem äußersten Fall Christus sich ihm e n t z i e h e, oder daß Gott selbst ihm Christus entziehe, und daß dann n u r das erste Gebot ihm die Rettung bringe, so weiß es Gogarten besser: auch dann ist es Christus, der ihn herausreißt. Das nennt man, einen Schriftsteller sagen lassen, was er sagt.

Das Andere betrifft Luthers C h r i s t u s m y s t i k. Hier betont Gogarten — ich weiß nicht, ob er mich bekämpfen oder mir zustimmen will —, daß die Vereinigung des Gläubigen mit Christus kein Verhältnis mystischer Art sei. „Christus steht dem Gläubigen nicht gegenüber, sondern er steht neben ihm." „Die unio substantialissima**) gilt gar nicht für den Menschen und sein Erlebnis des Christus. Man kann sagen: Daß sie e r l e b t wird, ist für sie und ihren Sinn ganz belanglos und wenn es auch auf die allerinnigste Weise geschähe." „Nicht das ist der Sinn dieser unio substantialissima des Menschen mit Christus, daß er sie erlebt, sondern daß sie für Gott Gültigkeit hat. Es liegt darum alles am Wort und darum am Glauben an das Wort. Denn allein das Wort kann das Zeichen für den Menschen sein, daß für Gott Mensch und Christus zusammengehören und ein Kuchen sind."

Wenn ich das richtig verstehe, so will Gogarten damit sagen, daß b e i d e r R e c h t f e r t i g u n g — darauf zielt doch das „für Gott" — nicht das mehr oder weniger innige Verhältnis des Menschen zu Christus in Betracht komme, sondern allein das Versöhnungswerk Christi. Gogarten hat es dabei nicht für nötig gehalten, sich mit meinen Ausführungen über Luthers Rechtfertigungslehre auseinanderzusetzen. Was er vorträgt, ist die Melanchthonische (und die in der Orthodoxie herrschende) Auffassung Christi: Christus n u r als derjenige, der vor Gott die Sünde der Menschen zudeckt. Der Mensch hat nichts weiter zu tun, als diese Gerechtigkeit Christi sich im Glauben „anzueignen". Ich will nun hier nicht wiederholen, was ich eben in der Neuen kirchlichen Zeitschrift W. Walther gegenüber noch einmal vertreten habe, daß diese angeblich Lutherische, in Wahrheit Melanchthonische Rechtfertigungslehre unweigerlich auf den Verdienstgedanken hinausführt. Ich gehe bloß auf das ein, was Gogarten gegenüber zur Klarstellung dient. Für Luther ist es bei der Rechtfertigung wesentlich, daß derjenige, den Gott aus freier Gnade in das Verhältnis zu sich gesetzt hat, in diesem Verhältnis auch w i r k l i c h g e r e c h t w i r d; sonst wäre Gottes Rechtfertigungsurteil eine Lüge. Er wird es freilich nicht so, daß er hinterdrein, nach der Rechtfertigung, mit gutem Vorsatz anfinge, sich „zu bessern"; sondern so, daß G o t t selbst ihn i n n e r h a l b des neugesetzten Verhältnisses u m s c h a f f t. Wer die durch die Rechtfertigung begründete Gottesgemeinschaft in Luthers Sinn versteht, der weiß auch, daß dies nicht bloß ein Unterschied der theologischen „Betrachtungsweise" ist. Luther glaubt erwarten zu können, daß einer spürt, wie der Gott, mit dem er in Gemeinschaft stehen darf, zugleich auch ihn d r ü c k t, und nicht bloß mit seiner Heiligkeit, sondern erst recht mit seiner Gnade auf ihn drückt. Das Werkzeug aber, durch das Gott den Menschen neugestaltet, ist Christus. Denn für Luther ist Christus nicht nur der, der in seinem T o d die Sünden der Menschheit gebüßt hat, sondern zugleich der A u f e r s t a n d e n e, der lebendig im Herzen der Gläubigen wirkt. Luther hat den Sinn der paulinischen Einheit von Tod und Auferstehung Christi wieder begriffen; eine Erkenntnis, die freilich im Protestantismus auf lange hin unwirksam geblieben ist. Melanchthon hat kein Verständnis dafür gehabt; deshalb ist auch in die Orthodoxie nichts davon übergegangen. Aber sofern nun Gott durch Christus den Menschen immer fester an sich heranziehen und ihn innerlich erneuern will, ist auch die Innigkeit der Verbindung zwischen Christus und dem Gläubigen für Gott nicht „belanglos". Je tiefer sie wird, desto näher bringt Christus den Menschen zu dem Ziel, für das Gott ihn bestimmt hat. Das gegen Karlstadt gerichtete Wort, das Gogarten anführt, hat einen andern Sinn, als er meint. Es besagt, was Luther immerfort predigt: e r z w i n g e n könnte der Mensch die Sündenvergebung und die Gemeinschaft mit Gott und Christus von sich aus nicht, auch wenn er noch so sehr sich bemühte, nach Weise der Schwärmer sich in Christus hineinzuleben. Aber damit will Luther wahrhaftig nicht ausschließen, daß der Mensch, dem Gott solche Gemeinschaft aus freien Stücken schenkt, sich nicht diesem Christus hingeben und sich nicht durch ihn in sein Bild wandeln lasse solle. Luther faßt immer beides zusammen: die Gemeinschaft mit Gott ist — und bleibt — allezeit reines Gnadengeschenk; denn die „Gerechtigkeit", zu der der Mensch in diesen Leben gelangt, ist nie so vollkommen, daß einer seine Zuversicht vor Gott auf sie gründen könnte. Und doch: es w i r d (durch Gott) ein Neues

*) Die Anmerkung 17 auf Sp. 74, wo Gogarten berichtet, daß er „ohne besonderes Suchen" Stellen gefunden habe, wo Luther sagt, daß Christus ihm in der Anfechtung helfe, hätte Gogarten sich sparen können. Ich hatte ausdrücklich a b g e s t u f t zwischen den Anfechtungen bei Luther und betont, daß f ü r g e w ö h n l i c h Christus ihm die Rettung bringe. Ich glaube dafür etwas mehr Stellen zu wissen als die paar armseligen, die Gogarten zusammenträgt.

**) Gogarten kennt offenbar nur den großen Galaterkommentar genauer. Denn was er sonst an Lutherstellen bringt, ist zum guten Teil aus Anderen übernommen, stimmt deshalb auch nicht immer bezüglich der Seitenzahlen. Aber auch den Galaterkommentar benutzt er nur in der Erlanger Ausgabe. Ich würdige seine Lage und freue mich, wenn Jemand Luther liest. Aber wer über Luther ernsthaft mitreden will, muß wohl oder übel die Weimarer Ausgabe benutzen oder das, was er aus der E. A. entnimmt, hinterher an der W. A. nachprüfen — wie dies so manche Andere tun müssen oder tun mußten. Gerade beim Galaterkommentar ist der Abstand zwischen der Nachschrift und dem für den Druck bearbeiteten Text trotz Luthers Vorrede sehr bemerkenswert.

im Menschen; Gott verwirft nicht nur, was der Mensch tut, er schafft auch immer im Menschen einen guten Willen. Und so wahr Gott der Allmächtige ist, dringt er damit endlich durch. Bei Gogarten fällt dieses Zweite ganz auf den blinden Fleck. Mag Luther es noch so oft versichern, daß Christus in ihm ist, daß er als der „Herr Zebaoth" in ihm (wie in jedem Gläubigen) streitet, daß er allzu scharfe Worte, die sich ihm auf die Zunge drängen, in ihm unterdrückt oder ein andermal ihn heißt, Bestimmtes zu tun — es bleibt dabei: Christus steht bloß neben dem Gläubigen: daß die unio substantialissima erlebt wird, ist für sie und ihren Sinn ganz belanglos.

4

Damit sind wir schon in die Fragen eingetreten, die Gogarten zuletzt behandelt und die man als Luthers Ethik im engeren Sinn bezeichnen kann. Weil ich hier bei der besonderen Frage nach dem Recht des Staates und der weltlichen Ordnungen — wie ich meinte, ganz in Luthers Sinn — die Liebesgemeinschaft im Reich Gottes als Maßstab verwendet habe, werde ich von Gogarten darüber belehrt, daß Luthers Ethik eine „Ethik der Gnade", daß sie nicht von der Liebe, sondern vom Glauben aus bestimmt ist. Er selbst entwickelt dann eine Anschauung, die ich offen gestanden mir nicht in allen Stücken zusammenreimen kann. Eine Ethik Luthers soll es zwar geben; aber der Gedanke taucht nur auf, um sofort wieder zu verschwinden. Denn Luthers Ethik sei „nur von der kritischen Wahrheit des Gegebenen aus zu verstehen". Karl Barths Bezeichnung der Ethik als der „großen Störung" wird darum mit Beifall, als „für das richtige Verständnis der Lutherschen Ethik sehr instruktiv" angeführt. — Was die weltlichen Ordnungen selbst anlangt, so erfährt man, daß Luther sie nicht deshalb billige, weil sie mit dem Liebesgebot zusammenstimmten, sondern weil sie von Gott eingepflanzt seien. Zu ihrer Verwaltung genüge auch die ebenfalls von Gott im Paradies eingepflanzte Weisheit. Eben deshalb wolle Luther die Juristen und nicht die Theologen mit dieser Aufgabe betraut wissen. Denn sie fällten ihre Entscheidung am ehesten aus sachlichen, „man kann getrost sagen: zweckmäßigen" Gesichtspunkten, und sie lösten ihre Aufgabe dann am besten, wenn sie „ihr Werk betreiben als ein rein weltliches, d. h. nicht als im absoluten Sinne, auf eine sittliche Vollkommenheit gerichtetes, sondern als ein durch und durch relatives, die Grenzen des überall unvollkommenen Menschenlebens berücksichtigendes". Gerade hieraus aber soll man ersehen „wie unerhört nahe für Luther, trotz der scharfen oder vielmehr gerade wegen der scharfen Scheidung das Weltliche dem Göttlichen ... steht ..., wie nichts zum Weltlichen hinzugefügt zu werden braucht, hinzugefügt werden darf, damit das Göttliche daraus wird, sondern daß das Weltliche nur in seiner reinen, das Göttliche in keiner Weise aus sich wollenden Weltlichkeit ergriffen werden muß, damit es als das Göttliche ergriffen wird".

Über die Art, wie Luther dabei verwertet wird, gehe ich hinweg. Ein paar herausgerissene Stellen genügen Gogarten zum Beweis. Alles was sonst bei Luther daneben steht, wird beiseite gelassen. Man sieht auch da wieder: Gogarten liest seinen Luther, nicht um ihn aus sich selbst heraus zu begreifen und von ihm zu lernen, sondern um für vorher schon feststehende Anschauungen dicta probantia aus ihm zu sammeln.

Meinerseits glaube ich eine Belehrung darüber, daß Luthers Ethik eine Glaubensethik, eine Gnadenethik sei, im Grunde nicht nötig gehabt zu haben. Wer auch nur den Schluß des Aufsatzes: „Was verstand Luther unter Religion?" gelesen hat, wird wissen, daß ich ein Gefühl dafür habe, was Röm. 14, 23 für Luther bedeutete. Aber ich habe allerdings bei Luther auch gefunden, daß er mit der Gott zugewandten Seite der „Ethik", dem Glauben, die der Welt und den Menschen zugekehrte, die Liebe, immer innerlich verknüpft. Muß ich wirklich anfangen, aus Luther anzuführen, daß der mit Gott Verbundene auch einen Leib hat und mit Leuten „umbgan" muß oder an die unzähligen Predigten Luthers erinnern, die von Glaube und Liebe als der Summe des Christentums handeln?

Hier taten sich für Luther die allerschwierigsten und verwickeltsten Fragen auf. Gogarten freilich kommt über sie in einer Weise hinweg, von der ich, ich kann nicht anders sagen als: entsetzt bin. Denn seine Anschauung läuft doch darauf hinaus: Das Weltliche liegt so tief unterhalb des Glaubens, daß es sich gar nicht verlohnt, darauf „sittliche", d. h. absolute Maßstäbe anzuwenden. Ordnung nach „Zweckmäßigkeit", bei der „die Grenzen des überall unvollkommenen Menschenlebens berücksichtigt werden", ist hier das einzig Sachentsprechende: und auch das Gottgewollte. Gerade dann wird ja nach Gogarten deutlich, wie „unerhört nahe" das Weltliche dem Göttlichen steht.

Das soll Luthers Meinung sein! Hat Luther nie ein Wort davon geredet, daß auch die Liebe, in der der Glaube sich wirksam erweist, eine unbedingte Pflicht sei? Nie davon gesprochen, daß es für den Christen nicht auf die Sachlichkeit der Beziehungen, sondern auf das persönliche Verhältnis zum Nebenmenschen ankomme? Hat er nie auf die Juristen und ihre Art, die Dinge zu behandeln, gescholten? Nie sich damit gequält, ob der Staat und das christliche Liebesgebot miteinander vereinbar seien? Nie Vorschläge dafür gemacht, wie etwa die weltlichen Ordnungen im Sinne der christlichen Liebe fortzubilden seien?

Luther hat alle diese Fragen ernst genommen, gerade weil seine Ethik eine Glaubensethik war. Aber er glaubt an einen Gott, der nicht nur richtet und zerschlägt, sondern schafft und der innerhalb dieser vergänglichen Welt aus verlorenen Menschen doch ein Ewiges gründet. Man stößt hier freilich auf letzte, tiefste Rätsel. Ich wundere mich, wie heutzutage mit den Begriffen Zeit und Ewigkeit gespielt wird, als ob dies lösende Worte wären und nicht aus ihrem Grunde die schwerste theologische Frage aufstiege: die Frage, wie weit die Zeit für den ewigen Gott Bedeutung hat. Die Theologen, die dem ernsthaft nachgedacht haben, sind alle zuletzt vor dem Unergründlichen stehen geblieben. Denn der in die Zeit gebannte Mensch kann darüber wohl reden, aber nicht Vorstellbares entwickeln. Soviel ist jedoch deutlich und mit dem christlichen Schöpferglauben gegeben, daß Gott nicht Sinnloses unternimmt, daß auch die Welt und ihre Ordnungen Mittel sein müssen, durch die er zu seinem ewigen Ziele gelangt. Dann aber hat auch eine Glaubensethik ihr Recht, die dem Christen zeigt, wie er als Werkzeug Gottes seine Aufgabe zu erfüllen hat.

Es handelt sich, wie man sieht, zwischen Gogarten und mir immer um denselben Punkt, darum, ob mit dem Evangelium unmittelbar auch ein Sollen verknüpft ist. Wer dies als einen Rückfall ins „Imperativische" abweist, wer also die Gabe nimmt, ohne zugleich zu empfinden, daß er vermöge dieser Gabe Gott etwas schuldet, mit dem will ich nicht weiter streiten. Mit Luther hat er jedenfalls nichts zu schaffen. Ich nehme aber an, daß Gogarten eine solche „Glaubensstellung", wie er sie beschreibt, tatsächlich selbst innerlich nicht aushält. Es gibt Theologen, die besser sind als ihre Theologie. Zu diesen möchte ich auch Gogarten rechnen.

Berlin Karl Holl

Herrmanns Dogmatik

§ 32. Die Stellung des Glaubens zu den in der Heiligen Schrift erzählten Wundern

Unser Glaube kann nur da ein Wunder sehen, wo wir ein von uns selbst erlebtes Ereignis als einen mächtigen Eingriff in unser Leben empfinden. Daraus ergibt sich unsere Stellung zu den biblischen Wundern. Wer sich die

Frage vorlegt, ob er daran zweifellose Tatsachen hat, die er als ein Wirken Gottes auf ihn selbst erlebt, wird das schwerlich bejahen können. Daraus folgt, daß für jeden Christen die Bedeutung dieser uns erzählten wunderbaren Ereignisse weit zurückbleiben muß hinter dem, was in seinem eigenen Leben ihn als ein Wunder Gottes berührt. Das Wort Gottes, das wir als zu uns selbst geredet vernehmen, muß uns wichtiger sein als alles Andere. Wer das nicht zugibt, verweigert Gott den Gehorsam.

Nun wird aber doch jeder Christ sich schließlich sagen, daß ihm die Berührung mit dem in der Heiligen Schrift sich aussprechenden Glauben die deutlichste Kundgebung Gottes an ihn selbst geworden sei. Wenn das bei uns geschieht, so können uns die in der Heiligen Schrift erzählten wunderbaren Ereignisse zu Wirklichkeiten werden, die wir nicht entbehren möchten. Von den meisten Christen wird dieser innere Vorgang als das Normale empfunden. Aber wenn das nicht gefährlich werden soll, muß erstens die Erkenntnis Regel bleiben, daß eine so in uns erwachsene Freude an solchen Erzählungen nicht der Glaube selbst ist, sondern immer nur eine den Glauben selbst begleitende Erscheinung. Zweitens wird es für viele Christen durch die wissenschaftliche Erkenntnis, die sie sich berufsmäßig aneignen mußten, in unserer Zeit unmöglich gemacht, daß diese Begleiterscheinung bei ihnen eintritt. Wer behauptet, man könne überhaupt keinen Glauben haben, zerstört damit die Anfänge des Glaubens bei sich selbst. Drittens müssen wir uns durch das zurechtweisen lassen, was uns in der ältesten Überlieferung über die Stellung Jesu selbst zu seinen Wundertaten berichtet wird. Nach dieser ganzen Überlieferung hat Jesus eine uns unbekannte Macht über die Natur ausgeübt. Er hat nach Matth. 11, 4—6 darin, daß ihm eine solche Macht gegeben sei, ein Zeichen seines göttlichen Berufs gesehen. Aber die Aufregung der Volksmassen, die seine wunderbaren Heilungen erfahren oder selbst gesehen hatten, hat er gering geachtet. Er hat sie sogar zu verhindern gesucht, indem er immer wieder die Zeugen seiner Machttaten aufforderte, davon zu schweigen. Den Massen, die in ihm den Wundertäter suchten, hat er sich entzogen. Das Volk, das aus solchen Gründen ihm folgen wollte, hat er mit rauhen Worten zurückgewiesen. Einen äußerst wundergläubigen Menschen dieser Art wie Herodes würdigt er nach Luk. 23, 9 keines Wortes. Endlich hören wir niemals, daß er die willige Aufnahme wunderbarer Erzählungen zur Bedingung der Jüngerschaft gemacht habe. Dagegen hat er von seinen Jüngern etwas ganz Anderes erwartet, was kein Mensch sich selbst geben kann, nämlich daß sie selbst Wunder erleben und Wunder tun würden: Matth. 17, 20; 19, 26; 21, 21. Das wäre bei ihnen geschehen in Kraft des Glaubens, aber nicht eines Glaubens, den die Welt in sich erzeugt, sondern den Gott als den Anfang eines neuen Lebens in sie legt (Bild vom Senfkorn). Aus dem allen geht hervor, daß Jesus in seiner Macht über die Naturkräfte nicht den eigentlichen Gegenstand des Glaubens gesehen hat. Für ihn waren solche Wundertaten etwas ganz Anderes. Er brauchte sie als Mittel, um die Menschen, die solches sahen, auf seine Person hinzuweisen, an der sie selbst die Macht Gottes erfahren sollten. Nicht in dem, was sinnlich wahrgenommen wurde, also auch für die Gottlosen vorhanden war, hat er das die Menschen rettende Wunder gesehen, sondern darin, wie der Eindruck seiner Person die Herzen überwand.

Zu der polytheistischen Frömmigkeit gehört die Vorstellung, daß Gottes Wirken sich den Menschen in außerordentlichen Vorgängen offenbare, die sich im Raume feststellen lassen. Wenn dagegen der reine Gedanke der Allmacht Gottes zu voller Klarheit kommt, also in der monotheistischen Frömmigkeit, muß jene Vorstellung zurückgedrängt werden. Deshalb sehen wir, wie sie vor allem in dem Wirken Jesu überwunden wird. Trotz der Macht über die Natur, deren er sich bewußt war, hat er doch nicht in einer solchen sinnlich wahrnehmbaren Betätigung das Wunder gesehn, worin das Wirken Gottes erfahren werde, sondern in seiner Person selbst, deren Macht Jeder an sich erleben, aber keinem Anderen zeigen kann. Dagegen wird in der polytheistischen Frömmigkeit und auch in der katholischen Kirche ausdrücklich die Auffassung vertreten, daß die Wunder Gottes als im Raum erscheinend oder als sinnlich wahrnehmbar konstruiert werden können. Die Erkenntnis, daß ein allmächtiges Wirken notwendig der sinnlichen Wahrnehmung entzogen bleibe, wird hier noch nicht erreicht. Wilhelm Herrmann †

Vom Katholizismus unserer Tage

3. Der Geisterkampf und die Jugend

In den großen Entscheidungsschlachten kämpfen die Geister der Toten nach altem Volksglauben (wie Kaulbachs Bild uns das anschaulich macht) in den Lüften auf beiden Seiten mit den Heeren der Lebenden. Auch den Entscheidungskampf der Konfessionen führen die großen Geister der Vergangenheit, wie ich das schon in meiner Broschüre in größerem Zusammenhang ausgeführt habe. „Hie Thomas — dort Kant" lautet die Losung.

Nun fügt es sich merkwürdig, daß das Jahr 1924, in dem wir den 200jährigen Geburtstag des Königsberger Philosophen begehen, auch das Jahr der 600jährigen Heiligsprechung des Aquinaten ist. So steht Thomasjubiläum gegen Kantjubiläum. Papst Pius XI. hat in einer neuen Thomas-Enzyklika Studiorum Ducem (Acta Apost. Sedis 15, 1923, 309—326) das Ite ad Thomam! wieder einmal der ganzen katholischen Welt zugerufen. Thomas ist der Doctor universalis der Kirche, nicht nur der Doctor angelicus, wie er vom Mittelalter her gewöhnlich genannt wurde. Infolge der „Gesundheit" seiner Lehre gebührt ihm eine einzigartige Stellung. Doch wünscht der Papst den „Wetteifer der einzelnen Schulen in rechter Freiheit" nicht ausgeschlossen zu wissen, wenn nur alle Verketzerung (obtrectatio) vermieden wird. „Niemand soll vom Andern mehr verlangen, als was von Allen verlangt die Meisterin und Mutter aller, die Kirche. In den Fragen, in welchen die Lehrer der besseren katholischen Schulen auseinandergehen, darf Keiner gehindert werden, der Ansicht zu folgen, die ihm als die wahrscheinlichere erscheint." Diese Warnung vor dem Übereifer der Neothomisten hat, wie wir noch sehen werden, ihre durchaus praktische Bedeutung.

Eine „Jubiläumsbetrachtung" von Erich Przywara S. J. in den „Stimmen der Zeit", dem immer bedeutungsvoller werdenden Kulturorgan der deutschen Jesuiten, empfiehlt Thomas als die Erlösung von der „tragischen Seele" der Moderne. „Das Leben der tragischen Seele" ist der Titel einer Strindberg-Biographie (von Ludwig Marcuse. Berlin 1923, bei Franz Schneider), worin Strindbergs letztes Wesen als das letzte Wesen unserer Zeit überhaupt umzeichnet wird: weder Gläubigkeit noch Ungläubigkeit, sondern unaufhörliches Hin- und Hergeschleudertwerden aus Ekstase in Ekel, aus Entweihung in Anbetung, aus Segen in Fluch. Dabei wird die Verwandtschaft dieser Tragik mit der Dialektik im deutschklassischen Idealismus dargetan. „Auch Kant fand die antinomische Struktur der Welt, aber er fand sie theoretisch und schaffte sie theoretisch wieder aus der Welt." Strindberg erlebt sie, und wir mit ihm. „Und eine erlebte Antinomie ist unauflöslich." Diese unauflöslich „tragische Seele" wird weiterhin von Przywara geschildert mit Hinweis auf Otto Flake, der aus dem Keyserling-Kreis ein Buch über „das neuantike Weltbild" (Darmstadt, O. Reichl 1922) und einen um Keyserling spielenden Roman „Ruland" (Berlin, S. Fischer 1923) geschrieben hat. Insbesondere aber tritt dem Artikelschreiber die „tragische Seele" in der Schrift Arthur Lieberts, des Vorsitzenden der Kantgesellschaft, über die „geistige Krisis der Gegenwart" entgegen (Berlin 1923, Pan-Verlag Rolf Heise). Für Liebert sei

das letzte Wort aller Philosophie die Aufdeckung der „Antinomie und Problematik der Wirklichkeit überhaupt"; ihre Lösung aber erfahre die Antinomie nur durch die Religion. In diesem „Umschwung aus der ‚Antinomie' in eine mystisch geahnte Einheit" kehrt nach Przywara deutlich wieder „jener Umschlag von ‚Gewicht' zu ‚Seligkeit' oder ‚Verzweiflung' zu ‚Heilsgewißheit', der das Kernstück lutherischer Seelenhaltung bildet." Von hier aus wird, auf einen früheren Artikel zurückverweisend, die Verwandtschaft dieser „Tragik" sowohl mit der „einseitigen Transzendenz" der „Schule Barth-Gogarten", als auch mit der „einseitigen Immanenz" des Heiler-Ottoschen Erlebnischristentums" verständlich gemacht. Aber auch Eduard Sprangers Begriff einer „typischen Individualität" bedeute nur eine Zurückschiebung des Dualismus von Ideal und Leben aus dem Makrokosmos in den Mikrokosmos des Menschen, wie das bei den eigentlichen Begründern der von Spranger angewandten Individualitätsmethode, Dilthey, Troeltsch und Simmel noch deutlicher wahrzunehmen sei. Also „Untergang des Abendlands" — ohne die „Erlösung durch Thomas"! Von allen gegenwärtig möglichen Standpunkten ist allein die „junge Phänomenologie" mit der „Prometheusgeste" in P. Landsbergs „Die Welt des Mittelalters und wir" (Bonn 1923, Fr. Cohen) auf dem Wege zur Erlösung. Hier wird richtig „das Mittelalter als Zeitalter der Positivität" gewertet. Und wie richtig Landsberg urteilt, wird durch Nebeneinanderstellen seiner Worte neben einzelne Sätze der Thomasenzyklika dargetan. Jedenfalls ein Jubiläumsartikel, der an origineller Universalität der Betrachtung, aber auch an Unvermögen der Eindringung in den Kern des gegnerischen Standpunkts das Menschenmögliche leistet!

Przywaras Artikel schließt mit der Nebeneinanderstellung von Augustinus, dem „Denker der christlichen Tiefe", und Thomas, dem „Denker des christlichen Ausgleichs". „Jener Augustinus, dessen Reife Thomas ist, und jener Thomas, dessen Wurzel Augustinus ist, sie sind im Reiche der Philosophie und Theologie die Säulen der Kirche, wie es Petrus und Paulus im Sakralbereich der Offenbarung sind." Nicht ohne Bedacht und getreu dem harmonistischen Vorbild des gefeierten „Fürsten der Scholastik" sind die Beiden als die eigentlichen Doctores Ecclesiae für die Gegenwart zusammengestellt. Denn unter der jüngeren katholischen Generation erstand ein Neo-Auguistinismus, der dem üblichen Neothomismus gefährlich zu werden droht. Nicht auf dem Wege der kausalen Gottesbeweise der Scholastik, sondern in „unmittelbarer Intuition" soll die Gottesgewißheit des Gläubigen ihren Anfang nehmen; auf Wegen, die schon von Augustin, Pascal und Newman gewiesen worden seien. Die Wortführer dieser „Intuitionisten" oder „Newmanschule", die sich mehr oder weniger bewußt dem grundsätzlichen Standpunkt der thomistischen Scholastik gegenüberstellen, sind Matthias Laros („Das Glaubensproblem bei Pascal", Düsseldorf 1918; „Kardinal Newman", Mainz 1920; vgl. dazu den Artikel in „Germania" 1922, Nr. 147) und Johann Hessen („Unmittelbare Gotteserkenntnis nach dem heil. Augustin", Paderborn 1919; „Der Augustinische Gottesbeweis", Münster 1920; „Patristische und scholastische Philosophie", Breslau 1922; „Die philosophischen Strömungen der Gegenwart", Kempten 1923, Sammlung Kösel). Mit gewissen Einschränkungen gehört auch der Tübinger Dogmatiker Karl Adam („Glaube und Glaubenswissenschaft im Katholizismus". 2. Aufl. Rothenburg 1923) in diesen Zusammenhang. Am weitesten geht Hessen, wenn es erwartet, daß der augustinisch-newmansche Intuitionismus den aristotelischen Thomismus ablösen werde, wie dieser im Mittelalter den Augustinismus ersetzt habe (Akad. Bonifatius-Korresp. 1922 Nr. 2).

Hiegegen, wie noch mehr gegen den im Hintergrund stehenden phänomenologischen „Intuitionisten" Max Scheler wendet sich nun der ganze Chorus, nicht nur der echten Neothomisten, sondern auch der harmonisierenden Vermittlungstheologen. Zu den Letzteren gehört Switalski, der Leiter der Albertus-Magnus-Akademie in Köln, insofern als er in seinen „Problemen der Erkenntnis" (I und II, Münster 1923, Aschendorff, Heft 1 der Veröffentl. d. Albertus-Magnus-Akademie) zur Überwindung des Windelband-Rickertschen Neukantianismus einen „Neuaugustinismus" als Ausgangspunkt empfiehlt, der aber dann doch in einem „platonisch-aristotelischen" Realismus endigen soll. Gegen Scheler sucht Switalski nachzuweisen, daß sein „Augustinismus" bei Licht besehen auf die Verwendung gleichklingender Ausdrücke zusammenschrumpfe. Überhaupt ist während des vergangenen Jahres auf der ganzen Linie das Kesseltreiben gegen den vor kurzem noch im Dienst der katholischen Werbezwecke so hoch gerühmten Kölner Philosophen eröffnet worden. Sowohl die Ethik (Michael Wittmann, „Max Scheler als Ethiker", Düsseldorf 1923; vgl. Augsburger Postzeitung 27. November 1923), als auch der augustinische Intuitionismus (E. Przywara S. J. in Zeitschr. f. kathol. Theologie 1923 Heft 1; N. Lennerz S. J. in Theol. Revue 1923 Heft 22; K. Gutberlet in Philos. Jahrbuch 1924 Nr. 1) werden gründlich abgetan. Ja eine neue Veröffentlichung der Albertus-Magnus-Akademie vom Neothomisten J. Geyser („Augustin und die phänomenologische Religionsphilosophie der Gegenwart", Münster 1923, Aschendorff) zeigt nicht nur in üblicher Weise, wie sehr Scheler die Texte Augustins, wo vom „Sehen", „Schauen" usw. die Rede ist, mißverstanden habe, sondern es wird ihm dazu noch die Originalität abgesprochen. Wenn man die Ideen des französischen Oratorianers P. Gratry († 1872) in die Tonart der Phänomenologie transponiere, dann habe man den Grundakkord und die wesentlichsten Gedanken der Religionsphilosophie Schelers. Am eingehendsten hat sich sodann der schon mehrfach genannte Jesuit Erich Przywara in seinem soeben erschienenen Buche „Religionsbegründung" (Freiburg i. B. 1923, Herder) mit Scheler auseinandergesetzt. Er sucht Scheler und mit ihm die Phänomenenologie noch einmal für den Katholizismus zu retten, indem er ihn erstens abtrennt von den obengenannten katholischen Intuitionsphilosophen, deren Berufung auf Newman von Przywara als Kenner und Herausgeber der deutschen Newmanausgabe (bei Herder in Freiburg) energisch zurückgewiesen wird, während Schelers Position nach ihrem „Wahrheitskern" in klassischer Formulierung bei Newman aufgewiesen werden könne; und indem er zweitens zu zeigen versucht, daß Scheler trotz seiner Ablehnung der Gottesbeweise vom Vatikanum und vom Antimodernisteneid nicht getroffen werde, so daß es „nicht mehr möglich sein wird, Scheler, soweit sein bisheriges Schrifttum in Betracht kommt, Inkorrektheit vorzuwerfen." Im „Hochland" (März 1924), dessen zweiter Schriftleiter Otto Gründler mit einem charaktervollen Buche („Elemente zu einer Religionsphilosophie auf phänomenologischer Grundlage", Kempten 1922, Kösel) sich als Schüler Schelers bekennt, und dessen neuestes Heft der umfassenden Rechtfertigung des Meisters gewidmet ist (Heinr. Getzeny, „Um die Religionsphilosophie Max Schelers" und Dietr. von Hildebrand, „Max Scheler als Ethiker", Hochland 21, 1923/24, Heft 6), wird der letztere beruhigende Tatbestand mit Genugtuung festgestellt. Trotz starker Differenzen im Einzelnen wissen sich die Hochlandartikel mit Przywara eins in dem gemeinsamen Ziel, „eine organisch weitergeführte Scholastik und eine abgereifte und ernüchterte Moderne" einanderzuzuführen und die „innere Verwandtschaft von Scholastik und Phänomenologie" noch viel mehr herauszuarbeiten. „Sie alle, die verschiedenen Arten objektiv gerichteter Philosophie, Patristik, Scholastik und Phänomenologie müßten sich als Werkgenossen begreifen an dem Webstuhle der einen menschlichen Erkenntnis, als Glieder der einen philosophia perennis (Getzeny im Hochland 21, I, 594).

Daß dieser in verschiedenen Arten „objektiv gerichteten Philosophie" und der „katholischen Spannungseinheit" gegenüber auch alle Arten von subjektivierender Immanenzrichtung wesentlich auf eine Quelle zurückgehen, wird Przywara nimmer müde auszuführen. „Statt der katholischen Spannungseinheit von Transzendenz und Immanenz tritt durch die Tat Luthers die Transzendenz, die in Immanenz umschlägt, um wieder in Transzendenz umzuschlagen. Bald ist der Mensch entrechtet und Gott alles allein. In diesem Sinn ist Nietzsche die augenscheinlichste Lutherkonsequenz; denn sein ‚Übermensch' ist nur der Mensch als Gott. In diesem Sinn ist aber auch der radikale Immanentismus, wie er typisch bei Simmel vorliegt, wahre Lutherkonsequenz: Gott als Farbe eines Erlebnisses. In Denkern aber wie Kant zeigt sich mehr der auf ‚Umschlag' erst ‚angelegte' Widerspruch von Transzendenz und Immanenz. Bei Kant ist Gott so ‚transzendent', daß er in kein Erkennen eingeht und erst recht nicht in einem irdischen Geschöpf oder Institut ‚sichtbar' sein kann — und trotzdem ist er so tief als ‚Grenzidee' mit dem Vernunftdenken und als ‚Postulat' mit dem Willens- und Gemütsleben verwachsen, daß er fast als innere Qualität dieser subjektiven Akte erscheint, also im höchsten Grade ‚immanent'. So trägt Kant im Grunde den lutherischen Sprengstoff nur weiter, und der Kantkampf der Gegenwart ist nur fortgesetzter Lutherkampf" (Stimmen der Zeit 105, 1923, 351). Es wird klar, daß die Gewässer aus dieser Quelle eben nicht in jenes Becken der philosophia perennis einmünden können.

Geht man vom philosophisch-systematischen auf das historisch-exegetische Gebiet über, so wird die Situation noch eindeutiger. Die Kongregation des heiligen Offiziums, welche die Geschäfte der seit 1917 aufgehobenen Inderkongregation zu besorgen hat, hat durch Dekret vom 15. Dezember 1923 mehrere Bände der von Vigouroux, Bacuez und Bressac herausgegebenen Handbücher zum Alten und Neuen Testament verurteilt und verboten. Vigouroux war einer der angesehensten französischen Exegeten, aus der vom Kardinal Meignan († 1896) begründeten Exegetenschule, die sich prinzipiell mit der biblischen Kritik des 19. Jahrhunderts auseinandersetzte, natürlich in wesentlich apologetischem Geiste, aber nicht ohne unvermeidliche Konzessionen an die Historie. Er war Professor der Bibelwissenschaft am Pariser Priesterseminar St. Sulpice und am Institut Catholique, und zuletzt vor seinem Tode (21. 2. 1915) sogar Sekretär der päpstlichen Bibelkommission in Rom. Mit seinem Dictionnaire de la Bible (5 Bände, 1912) und mit den von ihm und seinen mitverurteilten Mitarbeitern herausgegebenen Kommentaren, die zum Teil die 12. und 15. Auflage erlebt hatten, hat er einen großen Einfluß auf die katholische Exegese ausgeübt und während seiner Tätigkeit in der Bibelkommission manchen Streit mit dem ganz von Jesuiten geleiteten päpstlichen Bibelinstitut (durch Pius X. 1909 begründet) zu bestehen gehabt. Die Verurteilung hat in weitesten katholischen Kreisen Aufsehen erregt, man fürchtet, daß ein neues Antimodernistengewitter in der Luft liege*). Andererseits sprach ich auch katholische Theologen, welche vom neuen Konzil Entscheidungen über die Bibel erwünschten, damit der unselige Bibelstreit endlich zur Ruhe komme. Wenn nur ein Teil der bisherigen Entscheidungen der päpstlichen Bibelkommission (z. B. daß die drei synoptischen Evangelien in ihrer biblischen Reihenfolge nacheinander noch vor der Zerstörung Jerusalems abgefaßt worden seien und daß die Zweiquellentheorie verworfen werden müsse 1911/12; oder daß die Parusie von den Aposteln nicht als nahe bevorstehend angesehen werde 1915; oder daß das Johannesevangelium unbedingt durch den Apostel Johannes abgefaßt sei 1907; oder daß der Pentateuch unter Verwerfung der Quellenscheidung als Ganzes und als Werk des Moses anzusehen sei und daß die drei ersten Kapitel in historischem Sinne ausgelegt werden müssen 1906 und 1909; oder daß die Annahme von mehreren Verfassern des Buches Jesaia ungenügend begründet sei usw.) in einem künftigen Konzil dogmatisiert würde, dann wüßte man allerdings, woran man ist.

Mit autoritativer Haltung sind die mannigfaltigen Dinge dieser Welt nicht einfach zu bewältigen. Das bekommen auch die geistlichen Führer der katholischen Jugend zu erfahren. In den Frühling der katholischen Jugendbewegung ist ein Reif gefallen, so daß nicht alle Blüten gemäß der erträumten Hoffnung zur Reife kamen. Das gilt zunächst von „Neudeutschland", dem Verband katholischer Schüler höherer Lehranstalten, der 1919 auf Anordnung des Erzbischofs von Köln durch Jesuiten ins Leben gerufen wurde, unter dem Vorsitz des P. Esch S. J. in Düsseldorf. Der Verband erfreute sich, viel mehr als „Quickborn" der kirchenbehördlichen Gunst, und konnte bald mit großen Zahlen aufwarten. Hierhin flossen auch die Gelder für Ferienaufenthalte, Speisungen, Studienunterstützung usw. Doch konnte „Neudeutschland" nie als Jugendbewegung im Sinne der „jugendbewegten Jugend" gelten. Über das rechte Verhältnis von Autorität und Freiheit fanden zwischen den Jesuitenführern von Neudeutschland und den „jugendbewegten" Kaplänen von Quickborn die bewegtesten Auseinandersetzungen statt. Aus dem Bericht im neuesten kirchlichen Handbuch (XI, 1922 bis 23, S. 191) geht hervor, daß der Bund eine schwere Krise durchgemacht hat: „Das Berichtsjahr ist vielleicht am stärksten dadurch charakterisiert, daß die im Bunde seit 1921 einsetzende Verinnerlichung überall stark in Erscheinung trat, da und dort übers Ziel hinausschoß. Das Bestreben, den katholischen Glauben in einer dem jugendlichen Alter entsprechenden Weise in allen Mitgliedern möglichst wirksam zu machen, die Quellen katholischen jugendlichen Lebens möglichst reich fließen zu lassen, schraubte vielfach die Anforderungen an das ethische und religiöse Verhalten und das Mitarbeiten der Mitglieder derart hinauf, daß es mitunter den Anschein hatte, als solle der weite, umfassende Rahmen des Bundes zu Gunsten einer qualitativen Erhöhung des inneren Standes aufgegeben werden." „Bei diesen Vorgängen wurde der größte Teil der auf dem Papier stehenden Mitglieder abgestoßen; durch Gründung neuer Gruppen und Gewinnung neuer Mitglieder ist aber ein neuer beträchtlicher Zuwachs zu verzeichnen, so daß nach der Schätzung des Bundesamts der Mitgliederstand noch derselbe ist (25 000)." In der Leitung ist eine Änderung eingetreten: durch Kardinal Schulte (den Erzbischof von Köln) wurde im Einverständnis mit der Fuldaer Bischofskonferenz Professor Zeneder in Düsseldorf zum Vorsitzenden ernannt. „P. Ludwig Esch S. J. ist, wie das Bundesamt mitteilt, nach wie vor Generalsekretär und als geistiger Führer des Bundes anzusprechen, ebenso wie auch P. Hebrich S. J. nach wie vor die Schriftleitung des Bundesorgans „Leuchtturm" in Händen hat." Der Bund hat das Schloß Hirschberg bei Beilngries in der Oberpfalz gemietet. Der noch im vorjährigen Bericht genannte Normannstein über Treffurt a. d. Werra scheint aufgegeben zu sein. Der Hirschberg soll zu einer großzügigen Zentrale für Tagungen, Exerzitien, Gemeinschaftswochen, Erholungskurse usw. ausgebaut werden, „wobei freilich die finanzielle Ungunst der Zeit sich als immer stärkeres Hemmnis in den Weg stellt." Für den Fernerstehenden ist es schwer möglich, die in die-

*) Inzwischen (bei der Korrektur) ist eine weitere Verurteilung bekannt geworden. Durch Dekret vom 28. März 1924 wurde der römische Priester und Professor für Religionswissenschaft an der staatlichen Universität in Rom, Ernesto Buonaiuti, aus der katholischen Kirche exkommuniziert unter Absprechung aller priesterlichen Rechte. Das Dekret verurteilt und verwirft alle Bücher und Schriften Buonaiutis und verbietet ihm, über religiöse Gegenstände zu schreiben, zu reden und Unterricht zu erteilen. Nach der „Germania" (vom 2. April Nr. 115) soll Buonaiuti stark unter dem Einfluß der deutschen liberalen protestantischen Theologie gestanden haben. (Siehe auch unten Chronik.)

sem Bericht vorsichtig angedeuteten Ereignisse klar zu erkennen.

Die übrige katholische Jugend hat natürlich auch ihre Krisen gehabt. Neben „Quickborn" erstanden, oder bestanden zum Teil schon von früher her, parallele Organisationen. So der „Jungborn", mit dem Sitz in Neuß a. Rh., der hauptsächlich in Schlesien und im Rheinland seine Mitglieder hat, und der seit dem vorigen Jahr ebenso wie „Quickborn" seine Führer und seelsorgerlichen Leiter selbst wählt. Etwas radikaler „jugendbewegt" sind noch die „Kreuzfahrer", die in Berlin, Norddeutschland und besonders in Westfalen ihre Gruppen haben. Am schärfsten radikal und aufs „Wesentliche" bedacht ist die „Großdeutsche Jugend" unter ihrem Führer Dr. Nikolaus Ehlen in Velbert in der Rheinpfalz, eine Gemeinschaft von Einzelmenschen aus allen andern Verbänden und Richtungen, die auf eine neue sozial-wirtschaftliche Kulturschöpfung hinauswollen. Doch nicht so sehr die in der Jugendbewegung übliche Spaltung ist die Krise; sie liegt vielmehr im Versagen der von Romano Guardini als Programm ausgegebenen „Sendung der katholischen Jugend". Seit 1921 hat dieser vielgewandte Jugendführer unaufhörlich der Jugendbewegung das Problem der Autorität vorgehalten: echte Jugend müsse in einem bestimmten Zeitpunkt aus der aufreißenden Kritik in den „schöpferischen Gehorsam" überspringen. Die Autorität könne aber und müsse eine absolute Wirklichkeit (d. h. Gott) oder deren irdischer Stellvertreter (d. h. die Hierarchie der katholischen Kirche) sein. Echte Jugend und katholische Kirche zusammenzuführen, ist die „Sendung" der katholischen Jugendbewegung, d. h. im Wesentlichen der Quickborngemeinschaft und ihrer „Gruppen", in denen die Realität des Ineinander von Autorität und Freiheit vorgelebt wird. Guardini hat eine bewegte Debatte über das Problem der Autorität in allen Kreisen der Jugendbewegung heraufgeführt. Nun hört man aber von zahlreichen Absagen geistig sehr hochstehender Kreise gerade aus der katholischen Jugend, die sich für ihre solch zweckvolle, d. h. propagandistische Auswertung bedanken und im Quickborn selbst erkennt man die Gefahr, daß man auf dem Wege des „schöpferischen Gehorsams" aus der eigentlichen „Jugendbewegung" heraus in einen bessern Jugendverein mit allen möglichen modischen Requisiten an Innerlichkeit und Saitenspiel, an debattereichen „Thingen" und Mondscheinfahrten, Volkstanz usw. hineingerate, das Herzstück aber doch nicht mit hinübernehme.

Die lauteste Absage ist von einer feinen lauteren Seele in Ernst Michels „katholischem Zeitbuch" „Kirche und Wirklichkeit" (Jena 1923, E. Diederichs) zu lesen, wo Albert Mirgeler „eine Abrechnung mit Romano Guardini und dem Quickborn" vornimmt. Er tut das „als Einzelner", aber wie der Herausgeber hinzufügt, „aus einem wachsenden Kreis katholischer Jugend, der keiner Bewegung oder Richtung angehört, sondern sich von der Jugendbewegung aller Richtungen bewußt losgesagt hat, um — jeder Einzelne an seinem Ort — die ganze Krise radikal auf sich zu nehmen und durchzutragen". Dieses Zeitbuch Ernst Michels ist die Sammlung der wertvolleren Beiträge der drei katholischen Tathefte, die unter Michels Redaktion in E. Diederichs Zeitschrift erschienen waren, mit einigen Neubeiträgen, geordnet unter den Gesichtspunkten: 1. Leben im Glauben, 2. Ausbreitung in der Hoffnung und 3. Erneuerung aus der Liebe. Ernst Michel hat in einem kurzen Vorwort und in einem längeren Nachwort „Erneuern wirst du das Antlitz der Erde" dem Ganzen seinen Sinn zu geben versucht, daß es mit einer geradlinigen ununterbrochenen Fortsetzung des katholisch-kirchlichen Lebens fortan nicht mehr gehe, daß vielmehr eine „ursprüngliche radikale Erneuerung der Kirche aus dem Augenblick einer entscheidenden Begegnung von Kirche und Welt notwendig" sei. Man stößt auf Formulierungen, die in der jüngsten protestantischen Theologie durch Karl Barth und Tillich bekannt geworden sind. Wohl weiß er sich als Katholik: Es soll sich handeln um „Ausbreitung" der kirchlichen Formenwelt, aber in „Hoffnung" (daher sind in diesem Mittelteil die mehr katholisch-konservativen Beiträge vereinigt, darunter auch Guardinis „Sendungs"-Aufsatz); aber wenn der Katholizismus sich lebenskräftig erweisen will, so müsse er durch ein persönliches „Leben im Glauben" und „durch Erneuerung aus der Liebe" sich dieses Leben erringen. In diesen Anfangs- und Schlußteilen sind mehr, wenn man so sagen darf, die reformatorischen Beiträge (darunter die vom katholischen Standpunkt jedenfalls sehr einseitigen Aufsätze von Josef Wittig über das „allgemeine Priestertum" und „über die Kirche als Auswirkung und Selbstverwirklichung der christlichen Seele" und die von Weiger „vom innern und vom äußern Sein der Kirche", dazu auch zwei von E. Rosenstock (einem Nichtkatholiken) untergebracht. Dies katholische Zeitbuch gibt einen Einblick in das innerkatholische Ringen. Seine Sensation ist, daß einer der Mitarbeiter, der Konvertit und Philosoph Siegfried Behn, in einem offenen Brief im „Hochland" (Dezember 1923) sich von dieser „Kakophonie" losgesagt hat, während Michel in seiner Antwort (März 1924) sein persönliches Bekenntnis und die Polyphonie des Ganzen mit einem großen Glauben an die Universalität und Entwicklungsfähigkeit der Kirche zu rechtfertigen sucht.

Von der offiziellen katholischen Kirche werden Laien wie Michel kaum ernst genommen, und doch ist ihre Zahl gerade im Zusammenhang mit der Jugendbewegung offenbar nicht gering. So regt sich in diesen Kreisen der Kirche wenigstens das Verantwortungsbewußtsein gegenüber der wirklichen Problematik unserer Zeit.

Marburg Heinrich Hermelink

Das amerikanische Kirchen- und Sektenwesen

4

Wir kommen von der allgemeinen Arbeit der Kirchen zu der der Einzelgemeinde in ihrem eigenen Bezirk. Die Durchschnittsgemeinde, sei es auf einem Dorf, sei es in einer Stadt, will niemals aufgefaßt sein, als ein gesondertes Häufchen, ein aus der allgemeinen Verdammnis geretteter Rest, obgleich dieser Gesichtspunkt bei der Glaubenszersplitterung nahe läge und tatsächlich in etlichen apokalyptisch-eschatologischen Sekten vorherrscht. Sicher kommt es nicht selten vor, daß auch in kleineren Ortschaften mehr als genügend verschiedengläubige Kirchenkörper sich Konkurrenz machen, indem sie Anhänger suchen und Kirchengebäude errichten, aber meistens herrscht doch zwischen solchen nebeneinanderstehenden Gemeinden Harmonie. Es ist das Gefühl, das Bewußtsein, das Bedürfnis der praktischen Zusammenarbeit, das das erlösende Wort spricht und sogar gemeinschaftliche Gottesdienste an Festtagen zur Regel macht. Die Einzelgemeinde will der Ortschaft, dem Bezirk (community) als solchem dienen. Sind deren mehrere an einem Ort, so schließt dieses Gefühl das Interesse am Ganzen nicht aus, es kann es sogar fördern.

Am besten tritt dieser Geist des Interesses und der Tätigkeit am Ganzen (Community work) zutage in dem Arbeitsapparat, welchen die einzelne Kirchengemeinde als wirklich typisch amerikanisches Produkt entwickelt hat. Um die Gesellschaft an sich zu binden, ist die amerikanische Kirche zum Teil auch Gesellschaftskirche, Gesellschaftszentrum geworden. Die Gemeinde steht nicht nur als eine vor Gott sich gemeinsam zusammenbeugende, sondern auch als eine noch besonders in sich gegliederte, nach Interessen und Alter geteilte Einheit da. Es ist das innerkirchliche Vereinswesen, welches dieses Phänomen erzeugt. Eine wohlorganisierte Gemeinde hat durchschnittlich ein halbes Dutzend oder mehr dem Alter und dem Interesse angepaßte Ver-

eine. Sind diese bei reiferen Kindern und ganz jungen Leuten größtenteils gesellschaftlicher Natur (Pfadfinder, Junge-Leute-Klubs), so wächst mit dem Übergang des Mitgliedes in einen der höheren Altersstufe besser entsprechenden Verein das wohltätige und das religiöse Interesse, wenn das Letztere auch von Anfang an eine wichtige Rolle spielt. So fesselt die Kirche alle Kreise von früh auf. Natürlich funktioniert das System nicht in allen Fällen so glatt, wie es aussehen mag, doch das Schema ist jedenfalls vorhanden, mehr oder weniger perfekt, je nach den Fähigkeiten und der Einsicht der Leitung, und durch das Schema gewinnt die Kirche einen ungeahnt großen Einfluß.

Als Mittelpunkt dieses Vereinswesens, als permanentes Nebengebäude der Kirche selbst, hat sich das Gemeindehaus (Parrish house) eingebürgert. Mit Nähstuben, Versammlungslokalen, einer kompletten Kücheneinrichtung, Turnhalle, Kegelbahn und was nicht allem, spielt es im Alltagsleben eine große Rolle an allen Orten, abgesehen von solchen, wo es durch die kleine Einwohnerzahl unnötig oder unerschwinglich ist. Deshalb vergeht auch kein Tag oder Abend, an dem nicht im amerikanischen Kirchenwesen „etwas los" wäre. Die Rolle des Pastors bei dieser Sachlage werden wir noch später berühren.

Solchem Streben ergeben, eine immer operierende Kraftzentrale für ein ethisch geregeltes und mit positiven Grundsätzen aufzubauendes Gesamtleben des Einzelnen und der Gesellschaft zu sein, kann dann auch die Kirche nicht anders als von propagandistischer Veranlagung sein. Aber nicht in erster Linie doktrinär-propagandistisch. Man gehe an einer Kirche vorbei. Fast immer ist davor ein schwarzes Brett angebracht, auf dem die durch Mechanismus umstellbaren weißen Buchstaben die Zeit der Gottesdienste, die Predigtthemata oder die Versammlungen angeben. Dieser Methode entspricht dann auch wieder die populäre Einstellung der Predigt als solcher. Das rein Exegetische tritt hinter der Anwendung des Prinzipiellen auf die Alltagsprobleme in der Predigt zurück. Man beschaue sich die Samstagabendzeitungen: in jeder große Inserate aller möglichen Denominationen nebeneinander, die alle das Volk einladen. Und tatsächlich gibt es auch ein großes Publikum, das einem eklektischen Verfahren huldigt und die Wahl seines Kirchgangs am kommenden Sonntag nach dem geistlichen Zeitungsangebot trifft.

Reklame — ohne dieselbe ist die amerikanische Kirche kaum zu denken. Es fällt mir dabei ein Blatt ein, welches ich zufällig einmal in einem Theaterprogrammheftchen zu sehen bekam. Oben ein Bild des verehrten früheren Präsidenten Lincoln. Daneben die Worte: „Abraham Lincoln war wirklich religiös veranlagt. Er sagte einmal: Sobald irgendeine Kirche über ihrem Altar als die ausschließliche Bedingung zur Mitgliedschaft die Worte setzen wird: ‚Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen und von ganzer Seele und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten als dich selbst' bin ich bereit mit ganzem Herzen und ganzer Seele dieser Kirche beizutreten." Darunter dann die Worte: „Das obige ist die einzige Bedingung zur Mitgliedschaft in der und der Kirche, Straße so und so, Nummer so und so."

Natürlich kann das Reklamewesen sehr leicht ausarten, je nach dem Mangel an Feingefühl des Pfarrers, oder der zu bearbeitenden Kreise. Manche Kirchen wenden sich davon gänzlich ab, andere gebrauchen nur das Notwendigste, aber charakteristisch ist und bleibt diese ganze Arbeitsmethode dennoch.

Auch in dem Finanzwesen spielt die Reklame eine große Rolle. Es ist leider unmöglich näher auf diese Seite der Arbeit einzugehen oder eine umfassende Statistik anzuführen. Im Jahre 1910 wurden für rein innerkirchliche Zwecke 330 Millionen von den Kirchen Amerikas gesammelt. Damit ist aber noch wenig gesagt, da z. B. der christliche Jung-Männer-Verein 1920—21 allein 16 Millionen einnahm, abseits von der obigen Verrechnung, und ähnlich viele andere große Unternehmungen. Kurz das amerikanische Kirchenmitglied ist im Geben wohlgeschult.

So ist denn die Arbeit der amerikanischen Kirche, wie auch ihre Arbeitsmethode in vielem individuell gefärbt — in der Verbindung mit der Gesellschaft, in dem Ausnutzen eben dieser Verbindung, besonders aber in der Regsamkeit und Tatkraft innerhalb der angegebenen Bahnen.

5

Doch nun noch zuletzt einen Blick auf das, was hinter all diesem Äußerlichen liegt. Was ist das Wesen des amerikanischen Kirchentums? Die Frage ist angesichts der Vielheit der Einzelausprägungen nicht leicht zu beantworten.

Wir berührten vorhin die religionspsychologisch interessanten Extremistensekten. Es sind das besonders die pneumatisch-glossolalischer Art („Zungenredner") *). Bekannt sind unter ihnen die „Holy Rollers", die sich unter pneumatischen Einflüssen auf dem Boden wälzen sollen, oder die extremen Methodisten (Shouting Methodists), welche ihre Verzückung z. B. während der Predigt mit lauten Rufen kundgeben. Doch kann dieser Geist auch auf nicht eigentlich pneumatische Kreise übergreifen, wie das bei den meisten Negergemeinden der Fall ist. Ganz eigenartig sind daneben die Gesundbeter, eine in keiner Weise organisierte Gruppe, welche mit tiefem Ernst und felsenfester Überzeugung die Resultate der Psychotherapie als Gnadengaben des Geistes anstreben. Man wird in diesem Zusammenhang oft an die Phänomene des apostolischen Zeitalters erinnert, denn es sind eben nicht nur Verirrungen, sondern urwüchsige Kräfte, welche sich hier hervortun.

Verbreiteter sind dagegen die sich in den Gedanken der Apokalyptik und Eschatologie bewegenden Kreise, welche vornehmlich solche Gemeinschaften wie die der Adventisten, Millenaristen, Swedenborgianer, Russeliten und Heiligen der Letzten Tage (Mormonen) bilden. Teilweise als Nachklänge des Chiliasmus, der Lehre von der 1000 jährigen Herrschaft Christi auf Erden, zu verstehen, bauen etliche noch sich besonders auf Visionen und Offenbarungserlebnissen ihrer Stifter auf. Es wäre interessant, die Offenbarungserlebnisse solcher Männer wie Swedenborg, Russel und Smith **) näher zu betrachten, und auch hier zu zeigen, wie sich Urkräfte und -anschauungen unter besonderen Verhältnissen wieder hervorgetan haben. Doch aufs Große gesehen bedeuten solche extreme, exklusive Strömungen nur eine Durchsetzung eines ihnen gegenüber doch feststehenden allgemeinen Niveaus, auf das wir nun näher einzugehen haben.

Wie schon bemerkt, müssen wir nie vergessen, daß das amerikanische Volk aus Einwanderern und deren Nachkommen zusammengesetzt ist. Es waren ohne Zweifel zum größten Teil solche Leute, die in ihrer ursprünglichen Heimat durch Stellung und höheren Stand nicht gebunden waren, also meist ganz einfache Leute, die es ohne Wagnis unternehmen konnten, in einem neuen Lande ihr Glück zu suchen. Vielfach in primitive Verhältnisse versetzt, die geistig keine Ansprüche machten, sind sie und ihre näheren Nachkommen mit ihnen in vieler Hinsicht lange anspruchslos geblieben. So konnten sie sich einmal ohne Reserve oder Klassengefühl an andere Ele-

*) Die Heidelberger Dissertation des Amerikaners Dr. Mosiman, 1911, hat „das Zungenreden, geschichtlich und psychologisch" auch auf Grund eines reichen amerikanischen Materials untersucht. (v Sch.)

**) Den letzteren hat der Holländer Dr. M. van der Valk allerdings in seinen verdienstlichen Büchern über die Mormonen und ihren Stifter 1921 und 1923 vollends als pathologischen Schwindler entlarvt. (v Sch.)

mente in der neuen Heimat anschließen. Hier liegt zum Teil die Erklärung des erfolgreichen Bestandes und des Wesens der amerikanischen Demokratie, welche wie wir schon sahen auch in der Kirche die praktische Einstellung und die Zusammenarbeit der Sekten verständlich macht. Aber hier liegt auch der Schlüssel dafür, daß dem Wesen nach die Kirche in Amerika theologisch anspruchslos gewesen ist, die neueren dogmatischen Bewegungen nicht mitgemacht hat oder mit anderen Worten noch den ultra- oder den einfach konservativen Standpunkt allgemein beibehält.

Gefördert wird dieser Stand der Dinge wieder durch das Getrenntbleiben der theologischen Fakultäten von den Universitäten. In den östlichen Staaten gibt es hier rühmliche Ausnahmen, von welchen aus der aktuelle Fortschritt der Neuzeit ausgegangen ist. Dennoch bleibt die theologische Lehranstalt Amerikas im ganzen eine kirchliche Anstalt, in der die wissenschaftliche Theologie, wo immer sie mit der traditionellen Dogmatik in Widerstreit gerät, unterliegt, und wo das Zuwegebringen des religiösen Grunderlebnisses des Einzelnen und die Übung in praktischer Arbeit die Hauptsache bleiben. Das Ziel ist: der hierdurch erzeugte Pastorentyp soll sich völlig kompetent in der Predigt wie auch in der sozialen Arbeit bewähren und ein Volksleiter werden.

Demnach hat denn auch der Pastor eigentlich sehr wenig des alten Priesterlichen, Ausgesonderten und Zugeknöpften mehr an sich, sondern ist wie gesagt der Leiter einer religiös und ethisch eingestellten Gemeinschaft, ein primus inter pares.

Hier stoßen wir dann auch noch auf einen anderen allgemeinen Wesenszug der Kirche Amerikas — das Vorwalten des Laientums. Es ist wiederum der demokratische Grundzug und das ziemlich einheitliche Niveau des Publikums, welches hier fundamental wirkt. Nicht nur im Gottesdienst als Laienredner (lay-reader) funktioniert der Privatmann in vielen Kirchen neben dem Pastor, nicht nur, daß er im Kirchenvorstand aktiv von großer Bedeutung ist und zu Verwaltungszwecken sein muß, nein auch in den Synoden und Oberbehörden, wo solche sind, spielt er eine große Rolle, als Einzelperson oder auch wieder als Delegierter eines über der Einzelgemeinde stehenden Laienbundes. Als packendes Beispiel des fortschrittlichen Laienwesens kann es angeführt werden, daß die Vereinigung des östlichen Luthertums zur „Vereinigten Lutherischen Kirche in Amerika" im Jahre 1918 durch den Einfluß der Laien des lutherischen Laienbundes (Lutheran Brotherhood) zu Wege gebracht wurde. Bei hierarchisch gestalteten Kirchengruppen, wie dem römischen Katholizismus, ist dieser Einfluß zum größten Teil prinzipiell ausgeschaltet, aber die amerikanisch-protestantische Kirche ist durch diese weitgehende Aufhebung des Abstandes zwischen Pfarrer und Laien in viel geringerem Maße eine institutio salutis, eine Heilsanstalt, geworden.

Ein Weiteres! Wenn wir vorhin bemerkten, daß sich die Einwanderer meistens aus ganz schlichten Kreisen rekrutierten, so schließt das doch nicht aus, daß es Unterschiede gab und daß die im Lande am längsten Ansässigen zu einer Art Patrizierschicht haben werden können. Diese Stellung nehmen denn auch wirklich die aus England als erste hinübergekommenen Congregationalistischen Gruppen ein, welche jetzt noch besonders in den sogenannten Neu-England-Staaten vorherrschend vertreten sind. Daß von ihnen und ihresgleichen aus das amerikanische Kirchenwesen seinen allgemein ritualllosen Gottesdienst, seine schmucklosen Kirchen, seine Abneigung gegen straffe Oberhoheit bekommen hat, haben wir schon berührt. Vielleicht können wir noch einen weiteren Zug durch Heranziehung dieser Gruppen und ihrer Nebenerscheinungen beleuchten.

Ich denke dabei einmal an die Sonderbewegung der Unitarier (Unitarian Church), welche glauben durch Ablehnung der nizänischen Christologie der sozialen Arbeit und der Wissenschaft leichter Eingang verschaffen zu können. Obgleich von keiner numerischen Stärke, behaupten sie, unter neu-englischen Patrizieren verbreitet, eine bedeutende Stellung, wie schon daraus hervorgeht, daß der drittletzte Präsident der Vereinigten Staaten, Taft, Mitglied dieser Kirche war. Die andere Bewegung, welche sich auch in den nordöstlichen Staaten einen besonderen Platz verschafft hat, ist die der „Christlichen Wissenschaft" von Mrs. Eddy in Boston ausgehend. Wer ihre Bücher sorgfältig gelesen, wird wohl urteilen müssen, daß in der Masse des unverdauten Stoffes, welchen sie anführt, nur wenige Körnchen Wahrheit vorhanden sind. Und doch ist die „Christliche Wissenschaft" erfolgreich, und das, weil sie, wie eben auch die unitarische Kirche, in sich das Element des Weltoptimismus birgt, der z. B. in der Verneinung oder Abschwächung der Realität der Sünde hervortritt. Abgesehen von der Art, wie sich dieser Optimismus in den angegebenen Kreisen hervortut, ist derselbe ohne Zweifel in der amerikanischen Kirche als solcher vorhanden. Damit daß er dort zur Vorherrschaft kommt, verleiht er den Unitariern und der „Christlichen Wissenschaft" ihren Erfolg.

Das Wort Weltoptimismus mutet uns in dieser Zeit seltsam an, nicht ohne Grund. Wir haben aber daran zu denken, daß amerikanischer Optimismus und Idealismus nicht eigentlich eine Philosophie ist. Es sagte mir einmal ein Europäer, der längere Zeit in Amerika gewesen war: „Wir Europäer suchen zum ersten nach einer Synthese, nach einem System, wir empfinden als Grundbedingung unseres Lebens eine persönliche Lebensphilosophie, in die wir unsere Anschauungen und die Welt einreihen. Anders ihr. Ihr seid objektiver, geht ohne diesen Unterbau ins Leben hinein, und seid deshalb freier und fröhlicher. Ihr konstatiert z. B. wie James die Existenz der verschiedenen Religonstypen, ohne dieselben in eine Philosophie oder Psychologie zu verarbeiten." Auf diese richtig gesehene Lage der Dinge gründet sich jener Optimismus, der einen Menschen, der ihn nicht recht zu erklären weiß, fast zur Verzweiflung bringen möchte.

Es ist wohl wahr, daß wir mit diesem nur auf das Objektive bauenden Optimismus des Kirchenwesens Amerikas zugleich auch die Gefahr einer Oberflächlichkeit im Tun und Denken feststellen, die eben auf diesem Gebiete gar schlimme Folgen haben könnte. Es ist wahr, der faustische Drang, das Ringen mit allen Mächten des Himmels und der Erde, fehlt in vielen der Leiter des religiösen Lebens Amerikas. Wo er doch vorhanden ist, dankt er seine Existenz dem Kontakt mit der europäischen Kultur. Doch man wird seine gerechte Kritik an dem Optimismus und der etwa daraus entstehenden Oberflächlichkeit nicht zu scharf zuspitzen dürfen, weil die vorwiegend praktische Einstellung des amerikanischen Kirchenwesens auf Arbeit statt auf Lehre jenen Charakterzug nicht nur verstehen läßt, sondern auch seine nachteiligen Auswüchse verhütet.

6

Mit der Betonung des Gegensatzes Europa—Amerika, kommen wir nun noch zuletzt auf die Frage: Inwiefern hat die moderne in Europa entwickelte Theologie sich in Amerika fühlbar gemacht? Wie schon ausgeführt, ist die Richtung im Großen und Ganzen, dank der Erstarrung alter Ansichten, dank wieder der Loslösung der theologischen Fakultäten von den Universitäten, noch allgemein konservativ. Das schließt aber nicht aus, daß in gewissen Kreisen die neueren Gedanken eine Gärung hervorrufen. Ganz natürlich sind es wieder jene Kreise, welche schon am längsten hier ansässig sind, jene, die, wie wir sahen, zu einer Art Patriziertum geworden sind, jene, von denen wir auch die

Gründung verschiedener Universitäten konstatieren konnten, in denen sich die moderne Theologie kund gibt. So ist es denn, aber erst während der letzten Jahre, zu der „Grundlagen-Kontroverse" (Fundamentalist Controversy) über die grundlegenden Elemente der christlichen Religion (nicht abstrakt der Religion als solcher!) gekommen. Auf Congregationalisten, Presbyterianer, ja auch auf Baptisten und Anglikaner hat diese Kontroverse eingewirkt. Bedeutende Kirchenmänner, z. B. Pastor Dr. W. Faunce, Präsident der Brown Universität, Pastor Dr. G. B. Smith, Professor der theologischen Fakultät der Baptisten in Chicago, Prof. Dr. H. E. Fosdick, Professor an der theologischen Fakultät des Union Seminary in New York, ein Presbyterianer, Pastor P. S. Grant, ein hervorragender Kanzelredner der anglikanischen Hochkirche, haben alle innerhalb der letzten Monate mit freieren Äußerungen viel Staub aufgewirbelt. Sie geraten damit alle in Widerspruch zu den Glaubensbekenntnissen ihrer Denominationen, von deren strengeren Vorkämpfern die Gegenaktion eingeleitet worden ist, ohne daß jedoch irgendein Verhängnis über jene liberaleren gekommen wäre. Das sich so mit neuen Grundsätzen hervortuende Element ist dasselbe, das sich in engerer Berührung mit den intellektuellen Kreisen befindet. So gewiß hier überall Stimmen der Zeit zu hören sind, so gewiß ist es doch, daß heute die Gärung kaum begonnen hat, und daß der allgemeine Standpunkt, wie er vorhin geschildert wurde, sich um keinen Zoll verschoben hat.

Das ist das Bild des amerikanischen Kirchen- und Sektenwesens, gewiß ein buntscheckiges Bild, das altertümliche und oft bizarre Züge aufweist, das Urwüchsiges in sich birgt und zugleich von Willensdrang und tatkräftiger Arbeit auf den praktischen Gebieten des Christentums Zeugnis ablegt, gewiß eines der vielen zum Nachdenken reizenden Bilder in dem großen Saale der Religionsgeschichte *).

Philadelphia Carl H Kraeling

Zehn Thesen wider die Verächter der Kultur unter den Christen **)

1. Christentum und Kultur werden für gewöhnlich wie zwei feste Größen angesehen und in ihren „Beziehungen" beurteilt. Das ergibt einen unfruchtbaren Aspekt. Die Seele und der Leib der menschlichen Symbiose „Kirche und Kultur" oder, um durch die Frage, wieweit auch Kirche schon Kultur sei, nicht abgelenkt zu werden: „Glaube und menschliche Geisteswerke" sind keine festen Größen. Die feste Größe ist erst der ganze, aus Leib und Seele gebaute Mensch. Der Leib kann entarten, die Seele kann rein bleiben — gewiß! aber die Gefahr, durch den unrein gewordenen Körper befleckt zu werden, darf die Seele nicht aus dem Leibe heraustreiben. Eine leiblose Seele, Astralseele, ist — ein Nichts, ein Phantom. Das Christentum ist keine leiblose Seelenreligion von Himmelslilien — auch nicht, wenn die Himmelslilien ihren irdischen Leib und das Dasein in ihm als ein unabänderliches Geschick hinnehmen. „Beseelter Leib" „Fleisch gewordenes Wort" „sich verwirklichendes Heil": so heißt das Christentum!

2. Der Fehler der bisherigen Betrachtung — sei es nun ob sie kulturfreundliche oder kulturfeindliche „Resultate" aufzeigt — rührt aus der unfruchtbaren Situation der „isolierten Theologie" her. Eine isolierte Theologie sieht schlechthin Alles in „Beziehungen", sei es synthetischen, sei es diastatischen. Die Wirklichkeit kennt auch Beziehungen, gewiß, aber diese Beziehungen ergeben sich aus beziehungslosen Urwirklichkeiten, die im Zustand des „Ineinander" stehen. Seele und Leib leben „miteinander". Die Erfüllung der Kultur ist das Werk des zum Täter gewordenen Hörers. Ein exklusives Christentum der Hörer würde die „Inzucht der Theologie" noch verstärken. In den Erfüllungsaufgaben, in den Segnungen, aus denen Erfüllungen quellen, sei es im Privatleben der Geschlechter und Generationen, sei es im öffentlichen Leben der Geister und Gewalten, wird für die Reinhaltung des innersten Geheimnisses Gewähr gegeben. Nie wird Seele zu Körper, nie Körper zu Seele. Nie wird Glaube menschlicher Geist, nie menschlicher Geist Glaube. Aber immer führen sie ein gemeinsames Leben, sind in Liebe und Treue miteinander vermählt zu gebotenem Bunde.

3. Die durch die Bibel begründete und aufgeklärte Situation des menschlichen Lebens läßt sich mit idealistisch-philosophischen Begriffen nicht erfassen. Denn die Mentalität des idealistischen Denkens besteht darin, in Beziehungen zu denken. Man kann die Beziehungen antithetisch-starr, dialektisch-flüssig oder synthetisch-vergast behandeln — wir finden diese drei Arten der idealistischen Mentalität alle in den Denkschulen der Gegenwart —, in jedem Falle geht der Idealismus von der vollkommen unwahren und unwirklichen Vereinzelungssituation des Bewußtseins aus. Er legt seine Weltanschauung irgendwie konzentrisch um das Ich als Mittelpunkt herum. Er muß je nach Eigenart der Denker kantisch-antithetische, hegelsch-synthetische oder kierkegaardsch-dialektische Ergebnisse hervorbringen. In keinem Falle wird er die ursprungshaften Verbundenheiten des Lebens wiedergeben und in keinem Falle die Normen des Endgerichts über Heil und Unheil, krank und gesund, vergeben und verworfen, aufrichten können. Die Meinung, idealistisches Denken sei unvermeidliches Denken, „Notdenken", ist ein Verzweiflungsurteil, das notwendigerweise im Irrationalismus, im Verzicht auf ein letztes Denken, mündet. Die Bibel kann sich ihre eigene Philosophie schaffen — es ist dazu „an der Zeit"!

4. Die Situation des Intellektuellen der Bibel gegenüber ist erkrankt. So gut platonische Dialoge oder buddhistische Reden als Dokumente gelten, in denen sich der Gegenwartsmensch wiederfinden kann, „so gut" sind auch die Worte der Bibel Gegenwartsworte! Die Bibel wertet „zum mindesten" nicht weniger als irgendein philosophisches oder religiöses Dokument. Mehr von ihr vorauszusetzen ist gar nicht nötig; für das Weitere sorgt sie schon selber! Aber wenn man sich vorweg gegen sie verwahrt und ihre Worte und Gedanken kürzt und beschneidet, wenn man erklärt, man dürfe Gott nicht menschlich-personifiziert, sondern möge ihn überpersönlich fassen, oder: man dürfe nicht Sünde, sondern müsse Schuld oder Unvollkommenheit sagen, und die eschatologischen Ideen der Bibel seien für den Gegenwartsmenschen von vornherein unannehmbar und unverwendbar, so offenbart sich darin nur, daß es mit der Bibel etwas gefährlicher bestellt sein muß, nämlich wenn der Mensch sich mit ihr einläßt, wie mit einem platonischen Dialog oder einer buddhistischen Rede. Ich betrachte die Frage, ob in irgendeiner anderen Religion auch ähnliche Gedanken und Erlebnisse zu Worte kommen wie im Christentum, für praktisch unwichtig, gleichgültig für das religiöse Leben — da doch auch dann die Bibel ihren Vorzugsplatz behalten wird. Übrigens möchte ich allen Gebildeten unter den „religionsenthusiastischen" Verächtern der Bibel empfehlen, mit den von ihnen verehrten religionsgeschichtlichen Dokumenten vor Arm „und"

*) Der Vorleser setzte dem noch das folgende Schlußwort hinzu: Soweit der amerikanische Verfasser. Der deutsche Vorleser und Hörer aber wird bei solchem Nachdenken zu zwei Ergebnissen kommen: einmal, daß man auch aus diesem Bild viel lernen kann, sodann aber, daß jedes Volk seine eigene Lebensgeschichte hat und daß dieses Lernen keinesfalls darin bestehen kann, das Fremde einfach nachzuahmen, sondern den Erscheinungen auf den historischen und psychologischen Grund zu gehen und von da aus Motive und Richtlinien für das eigene Handeln zu gewinnen.

**) Die Thesen bieten die Grundzüge eines Referates, das der Verfasser auf der Zusammenkunft der Portenser in Hofgeismar als Korreferent nach einem Referat Gogartens gehalten hat. Die Thesenfassung ist z. T. durch die dort geführte Diskussion beeinflußt. Der Vortrag Gogartens ist erschienen in: „Zwischen den Zeiten" Heft 5.

Reich, Ungebildet „und“ Gebildet zu treten und sie dort zu „verwenden“. Und wenn sämtliche Werte der Bibel in den Religionen der Erde wiederzufinden wären — was ich auf das Entschiedenste bestreite — so würde der natürliche Ausdruck der Bibel, der sie in jeder Sprache der Menschenkinder „sprechend“ macht, es würde die vollkommene Gelöstheit ihrer Formen den Entscheid für die Bibel erzwingen, sie würde auch dann „klassisch“ bleiben, frei von irgend bedeutsamen Archaismen und rein von irgend wesentlichen Überreifheiten. Sie gäbe auch dann die Situation der Mittagshöhe wieder! Auch dann!

5. Man darf aber andererseits die Situation der Bibel nicht aus der Erdenwelt herauslösen. Ich, der ich sie für inspiriert halte, werde doch immer einen scharfen Schnitt zwischen dem mündlichen Wort der Offenbarung Gottes und dem schriftlichen Niederschlag des mündlichen Offenbarungswortes in den Büchern der Bibel machen. Man achte darauf, wie ganz streng nur an einer einzigen Stelle, beim Dekalog, die schriftliche Inspiriertheit, d. h. die Identität des mündlichen mit dem schriftlichen Worte behauptet wird. Der Offenbarungsglaube, in diesem Sinne verstanden, stellt den Gläubigen vor die in dauernder Wiederholung lebendige Aufgabe, das schriftliche Wort der Bibel wieder mündlich zu machen. Daraus ergibt sich, daß die Umgießung des schriftlichen Wortes nur in erneute Schriftlichkeit, die einseitige Kultivierung der Schrift zur theologischen Inzucht, zur Erstarrung des Wortes, zur Versteifung des Glaubens und — zur Verkürzung der Bibel führen muß. Unter Verkürzung der Bibel verstehe ich Folgendes:

Der schriftliche Glaube — genannt Theologie, ob nun im Katholizismus oder im Protestantismus — „wählt aus“, er reitet sein Steckenpferd, er kennt nur irgendwelche einzelne Station aus der Wirklichkeitsbahn des göttlichen Waltens, z. B. die Rechtfertigung durch den Glauben oder die Gnade des Werkes, die Erfüllung in der Liebe oder die Entkernung des Erlösten, die frohe Botschaft vom geistig Armen oder die Weltrevolution durch den messianischen Logos, und wie die einzelnen Stationen alle heißen. Auch mündlich können wir jeweils immer nur eine einzelne Station zu Wort kommen lassen, aber die im Mündlichen eingeschlossene Situation des jeweiligen Augenblickes, der existentiellen Situation, rettet die herausgelöste Station davor, verallgemeinert zu werden. Diese Gefahr bricht immer erst mit der Schriftlichkeit an und veranlaßt so notwendigerweise die „Verkürzung der Bibel“. Jede schriftliche Herauslösung muß daher im vollen Gefühl dieser Gefahr erfolgen und mit dem deutlichen Hinweis auf die Herausgelöstheit, so daß alle anderen Stationen jeweils in der einzelnen, herausgelösten unsichtbar, aber fühlbar enthalten sind. Einer isolierten Theologie ist ein solches Verfahren schlechthin unmöglich, sie muß Philosophie, Weltweisheit, werden. Aber einer ungläubigen Philosophie, einer sich autonom dünkenden Mentalität, wie der des Idealismus, ist es erst recht unmöglich. Die Philosophie muß sich bekehren und der Bibel unterwerfen. Damit aber verschwände die Spaltung des Denkens in ein theologisches und ein philosophisches, die jetzt noch herrscht, und diesem Zustand müssen und können wir zustreben, um so auch für das Geistesleben und Denken zu den wirklichen Reichtümern der Bibel zu gelangen.

6. Die Kultursituation der Gegenwart ist auf Tod gestellt, das ist unbestreitbar. Die Umwälzung im Geistesleben ist unübersehbar und wird ein Jahrhundert und mehr verbrauchen. Verstärkt nun der Glaube an die Bibel die Situation des geistigen Sterbens? Das wäre nur dann der Fall, wenn die volle Verleiblichung der Seele, die Alles, auch den Glauben, in den Kreislauf von Tag und Nacht, Leben und Sterben versetzt, um der mit ihr beschworenen Gefahr des eines Tages, früher oder später, wieder eintretenden Sterbens zu entgehen, unterbunden werden sollte. Aber wer, sei es nun leiblich, sei es geistig, dem Tode entfliehen will, wer also, weil Kultur, weil auch Kirchenkultur immer wieder einmal stirbt, sich mit ihr als Christ nicht einlassen will, der vergeht sich an Gott und will sich an einem Punkte dem menschlichen Schicksal entziehen. Die Bibel setzt uns immer auf die der Seite des Todes abgewandte Seite. Sie und, was aus ihr fließt, steht nie und nimmer mit auf der Nachtseite der Gegenwart. Eine falsche Bescheidenheit, das Bußwort dem der Buße Bedürftigen als ebenfalls der Buße bedürftig hinzustellen und doch zu verlangen, daß es voll als Bußwort wirke! Die tatsächliche Bewegung zwischen Leib und Seele, zwischen Seele und Leib — und alles, was den Namen: Leben trägt, besteht aus Bewegungen zwischen den beiden, hinein und hinaus! — hebt die einseitige Todesbetrachtung wieder auf. Der Arzt tamponiert allerdings eine Wunde, aber er stößt kein Messer hinein. Sei es ästhetisch, sei es ethisch, in jedem Falle ist die Art, wie die Gegenwart sich selbst zu betrachten pflegt, eine einseitig tragisierende. Die Einen „genießen“ die Tragik (ästhetisches Tragisieren); die Anderen „erleiden“ sie (ethisches Tragisieren); alle aber stehen im Zeichen des amor fati und halten, Jeder in seiner Weise, an der Tragik fest. Das Christentum aber setzt geistig erst einen Millimeter jenseits des amor fati ein, auch wenn die Kultur eines Zeitalters im Sterben liegt.

7. Der Glaube ist kein geistiges oder ethisches Phänomen. Der „sittliche Standpunkt“ in der Beurteilung der „Religion der Prophetie“ oder der „Lehre Jesu“ zersetzt den Glauben. Auch hier hat der Idealismus Schlacken hinterlassen, die alles verunreinigen und verderben. Jedoch, der Glaube ist auch keineswegs mit dem Zustand der Erschütterung und der Spannung charakterisiert. Er ist vielmehr „die Kraft zu lösen“: die Liebe aber „die Frucht des Gelöstseins“; die Hoffnung also der Vorgang selbst des sich Lösens. Eine Theologie der Lösung bietet nicht billig erworbene Scheinresultate — „Lösungen!“ — dar, sondern schöpft aus den Gaben des Lösens und verkündet die Kräfte der Lösung. Nicht auf Lösungen kommt es an, sondern auf Lösung, Gelöstheit. Jede Theologie der Spannung bleibt in dem Inzuchtgebiet des Glaubens ohne Liebe. Dem entspricht die Denkart des Idealismus; denn das Ich allein kann nur glauben, nicht lieben. Die Überschätzung der reinen Innerlichkeit, die Unterschätzung des natürlichen Alltags, die Verschiebung der ursprünglichen Situation zwischen Mir und Dir in die angehängte einer „Sozialethik“, das alles verhindert die Heilung der theologischen Krankheit.

8. Der Glaube statuiert das „Innen“, die Seele, die Liebe aber macht das Innen offenbar: die Seele strahlt von dem Angesicht eines Menschen, sie spricht aus seinem Munde, sie quillt von seinen Händen! Alle diese leiblichen Organe verhalten sich zu dem unsichtbaren Geheimnis der Seele wie ein transparentes Leuchten zu einem hinter der transparenten Scheibe verborgenen Lichte. Das Wort „Heidentum“ hat nur einen Sinn, wenn man es als einen Schirm, der das Licht verstellt, deutet; das Licht ist da, bei den Heiden, aber es wird als ein anderes, verborgenes, unbekanntes Dasein empfunden; die Wand zwischen Seele und Leib ist im Heidentum nicht transparent. Das Transparentwerden heißt in theologischen Worten: daß das Heil in die Welt gekommen sei. Gewiß, dadurch verändert sich zugleich die innere Lage der Seele in sich selbst; denn sie wird aus der entsetzlichen Anspannung befreit, die ihr der abgeschlossene Zustand brachte; sie wird gelöst, sie darf lieben! Sie darf jetzt geben und nehmen; sie empfängt, sie strömt aus. Gleichwohl bleibt es immer „innen“, verströmt nicht im Strömen, noch wird sie geschwollen im Empfangen. Inkarnation ist das Merkwort der Liebe!

9. Der Kreislauf der Natur vollzieht sich ohne uns, wir sind an ihm nur dadurch beteiligt, daß auch wir seine leidenden Objekte sind, in dem ewigen Wechsel von Leben und Sterben. Der geistige Kreislauf der Kultur vollzieht sich in und mit uns; wir schaffen die Kultur, wir zerstören sie wieder. Daher wird die Welt, der Kosmos, ohne unser Zutun erhalten, dafür gelten ein für alle mal die Worte, die Gott nach der Sintflut gesprochen hat. Aber das Geistleben, die Kulturen der Völker werden nur durch unser Zutun erhalten. So haben wir sie zu „erneuern"! Der Christ kann immer einen Schritt vor dem nur Suchenden voraus sein: in Zeiten der Kulturhöhe hat er es schwer; er fühlt den kommenden Niedergang, er kann ihn nicht aufhalten; aber in Zeiten des Kultursterbens ist seine Geisteszeit, da kann er der Pionier der Erneuerung werden. So kommt es, daß die Christen in Epochen der Kulturblüte oft ängstlich und mehr oder weniger reaktionär sich gebärden, wenn sie nicht ganz große Seelen sind. Aber eine sterbende Kultur ist immer der Dünger für das Christentum, jedoch nicht nur, um müde und verzweifelte Seelen zu retten, auch nicht nur, um mutige und bewußtduldende Geister zu stärken, sondern um ein neues Leben zu schaffen. In dieser weitesten aller Möglichkeiten dürfen wir auch uns auf die Seite der Schicksalsverliebten, der auf der Nachtseite Stehenden stellen, als die (vielleicht?) „Erneuerten und Erneuernden", die in dem ewigen Spiel des Daseins Vorkämpfer, geistliche Naturen sein sollen; wer mehr Sterben mitträgt, in der Nachfolge des Messias, der hat die Schlüssel zum Himmelreich! Und sei es auch nur für Augenblicke seines Lebens.

10. Aber, führt denn die Erneuerung der Kultur, dieses elenden Menschwerkes, durch das Tor des Himmelreiches? Ja, so ist es! Die Seele lebt nur geheilt, wenn ihr Leib ihr dient. Doch nie ist erneuerte Kultur das Himmelreich. Das mögen kulturselige Professoren denken, wir sind nicht dazu da, um gerade die Kulturseligkeit ex professo aus der Welt zu bringen. Sie ist eine Sünde — Geistessünde — so gut wie eine andere, nicht besser, nicht schlimmer. Wir werden sie bekämpfen, aber wir haben in der Geschichte des Christentums eine ziemliche Erfahrung darüber sammeln können, wohin es führte, wenn eine bestimmte Einzelsünde (die Geschlechtssünde) in den Vordergrund gerückt ward. Das ergibt Ressentiments und Erkrankungen derer, die gegen die Sünde kämpfen. Der einzig wirksame Kampf gegen die Kulturseligkeit führt durch die wahrhafte Erneuerung der Kultur, aus den Gnaden des gläubigen Lebens; damit werden wir nicht zu Himmelreichstürmern und -erzwingern, aber wir vollziehen sein Gleichnis, zu dem, in allen Dingen, unser Leben im Zeichen des Kreuzes werden darf, soll und kann.

In der Bewertung des Gleichnisses aber zeigt sich der ganze Unterschied zwischen der Theologie der Spannung und der der Gelöstheit: die Theologie der Spannung sagt: Alles ist nur ein Gleichnis! die der Gelöstheit: Alles ist ein Gleichnis! Die Theologie der Spannung verlangt mehr als Gleichnis und endet daher dort, wo sie begann; die Theologie der Gelöstheit ergießt sich im Gleichnis und kommt im Wechsel von Spannung und Lösung immer wieder bis zur Gelöstheit; ihr kann sich in der Liebe auch die letzte Spannung aufheben, vor der der Spannungstheologe stehen bleibt, um im Glauben zu harren. Und so schämen wir uns nicht des Gleichnisses, zu dem der Schöpfer seine Kinder durch den Sohn berufen hat.

Heidelberg Hans Ehrenberg

Theaterkultur und Jugendbewegung

Es gibt drei Feinde der Theaterkultur: das sind der Bauch, die Nase und das Monokel.

Den Bauch — ich gebrauche den Ausdruck generell — hat Goethe zur Genüge im Faust beschrieben:

> Und seht nur hin, für wen ihr schreibt!
> Wenn diesen Langeweile treibt.
> Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
> Und, was das Allerschlimmste bleibt,
> Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.
> Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten,
> Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
> Die Damen geben sich und ihren Putz zum Besten
> Und spielen ohne Gage mit.

Das ist der ewige Pöbel, der Kunst sagt und Trikot meint, der Pöbel, dessen Geld ebensogut, aber zahlreicher ist als das des armen Studenten auf dem Olymp. Und das Theater braucht sein Geld, denn die Schauspieler spielen nicht ohne Gage mit.

Der zweite Feind ist die Nase. Die Nase — ich gebrauche den Ausdruck symbolisch — schnüffelt nach Tendenz. „Ein vorzügliches Stück", schreibt der sozialdemokratische Kritiker; „eine Ohrfeige in die verzerrte Fratze der Bourgeoisie." Die Nase schnuppert nach Moral und Belehrung:

> ... Uns kann nur das Christlich-Moralische rühren,
> Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist ...
> Der Poet ist der Wirt und der letzte Akkus die Zeche.
> Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Der dritte Feind ist das Monokel. Das sind die Herren mit dem Parfüm der Ästhetik, die Fanatiker des l'art pour l'art: „Wie wundervoll dekadent bis in die Fingerspitzen!" Das sind die Erz- und Urphilister, die im Göpel des „differenzierten Geschmacks" traben und die Beine der Balleteusen bewundern, wenn der Franzose im Ruhrgebiet haust und die Senegalneger deutsche Frauen vergewaltigen. Denn ihnen ist die Kunst nichts als ein feines Können; darauf ist das Monokel gerichtet, und für die Größe der Kunst und ihren tiefen Zusammenhang mit der Kultur eines Volkes sind sie blind, — seelenblind. Zu dieser kümmerlichen Schar gesellen sich leider auch edle Künstler: in keuscher Unbewußtheit ihrer heiligen Werte glauben sie dort ihres Könnens in freiem Schaffen froh zu werden. Die Furcht vor der Nase treibt sie zum Monokel, königliche Gäste in der Schar von Barbaren.

Das sind die Feinde der Theaterkultur. Die ersten sind gefährlich durch die Brutalität ihrer Masse, die letzten durch das Raffinement ihres Hautgout. Verwüster alle drei: Bauch, Nase und Monokel, an der großen Idee der Theaterkultur.

Kultur ist die Entwicklung des Seelischen in Persönlichkeit und Gemeinschaft. Nur was diesem Ziele dient, ist Aufgabe der Theaterkultur.

Kunst gestaltet das Bedeutsame in einer Welt des Scheines.

Operette und Posse gestalten im allgemeinen das Läppische, nicht das Bedeutsame. Der Naturalismus will keine Welt des Scheines, sondern eine Verdoppelung der Wirklichkeit.

Tendenz- und Lehrdramen sind nicht Gestaltung, sondern rationalistische Deklamationen; Gestaltung bedeutet immer Harmonie der Kunst.

Kunst ist Gestaltung des Bedeutsamen in einer Welt des Scheines.

Daraus ergibt sich die Bedeutung der Bühnenkunst für die Kultur als die Emporentwicklung des Seelischen in Persönlichkeit und Gemeinschaft.

Erstens das Bedeutsame: Der wahre Poet ist Prophet. Er schaut in das Wirrsal der Begebenheiten und gibt ihnen Sinn und Idee. Er erkennt des Menschen Kern und deutet seinen Charakter, er läßt aus Motiven Handlungen erblühen und zeigt in den Folgen ihre Früchte. Er horcht hinein in das dumpfe Gären und Brausen seiner Zeit und hört aus mißtönenden Lauten die ewige Melodie, aus der die Musik der Zukunft erklingt. So erlöst er die Zeit aus ihrer Dumpfheit, indem er das Unsagbare ausspricht und der suchenden Seele den Spiegel vorhält, indem sie hochaufatmend sich erkennt. So wird Kunst Prophetie und dient der Kultur, der Bildung der Seele.

Zweitens: Kunst ist eine Welt des Scheines, ein Reich der Illusion, keine harte Wirklichkeit. Wenn in Indien ein englischer Matrose den Revolver zieht und den Schauspieler des Othello erschießt, weil er sich an einer Weißen vergeht, — wenn in Björnsons Novelle das naive Fischermädchen den schönen gefährdeten Prinzen vor seinen Mördern durch ängstlichen Zuruf warnt, — wenn die wackere Bürgersfrau befriedigt nach Hause geht, weil „sie sich gekriegt haben" und der metallene Segen nicht fehlte —, ach, Matrose, Mädchen und Biederweib wußten nicht, daß sie einer Welt des Scheines zuschauten und schlugen der Kunst den Zauberstab aus der Hand. Und sie hat einen Zauberstab! Jokaste erhängt sich, und Ödipus sticht sich die Augen aus; aber der Hellene schaut in beseligender Erschütterung diesem Spiele zu. Denn hier darf einmal der Wille, der ringende, strebende, schaffende, schweigen, schweigen darf die logische Zucht des Gedankens; aber aus unergründlichen Tiefen der Seele steigt auf der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen. Ob sie schliefen oder in Kanäle geleitet waren, um Mühlen zu treiben: hier können sie im freien Steigen und Fallen des Springbrunnens plätschern; ob sie in Reihe und Glied marschieren mußten, jetzt dürfen sie im Willkürspiel auf blumiger Wiese sich tummeln. Köstliches Aufatmen, herrliche Freiheit, seelische Kultur!

Im Willkürspiel? Auch das Spiel verläuft nach geheimen Gesetzen; denn drittens ist Kunst harmonische Gestaltung. Schon im Reim, dem äußeren Symbol inneren Einklangs:

Und hat ein Ton dem Ohre sich gesellt,
Ein andrer kommt, dem ersten liebzukosen.

Tiefer im Rhythmus, dem harmonischen Wogenspiel der Sprache, das den inneren Spannungen und Lösungen, dem seelischen Ermatten und Aufjauchzen Ausdruck gibt.

Am tiefsten in der Vermählung eines seelischen Erlebnisses mit einer äußern Handlung zu vollkommener Einheit.

Aus solchem Reich der Kunst entspringt der Strom des Gefühls, das beseligt. Wundern wir uns noch, wenn dieser Strom den Himmel spiegelt?

Was ist denn der Sinn unseres Lebens anders als letzte Harmonie? Ob Augustin seufzt: Cor nostrum inquietum est, donec requiecat in Te, oder Rückert hofft:

Vor Jedem steht ein Bild des, das er werden soll;
So lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll —

es ist die Sehnsucht nach Einklang, die in aller Kreatur lebt, und der Parnaß der Kunst grüßt mit symbolischem Erleben die große Wirklichkeit des Hügels von Golgatha. Mit solchem Gruße dient die Kunst der seelischen Kultur der Menschheit.

Kunst — Theater — Kultur — Seele —, eine tiefe Verwandtschaft verbindet diese Begriffe. Verbindet? Vermag zu verbinden! Sehen wir die Wirklichkeit an, so zeigt sich der Triumph der bösen Mächte: Bauch, Nase und Monokel. Immer wieder sind in der Geschichte der deutschen Kultur Befreiungskriege dagegen geführt worden: Hamburg, Mannheim, Weimar, Bayreuth; immer wieder sind die bösen drei oben aufgekommen, und heute scheint sich die Lage der Theaterkultur immer bedrängter zu gestalten.

Merkwürdig, daß die Kirche es noch nicht der Mühe für wert gehalten hat, sich der Theaterkultur zu widmen, wenigstens die evangelische im allgemeinen. Und doch hat Luther sich wiederholt für dramatische Aufführungen ausgesprochen und sich ebenso wie Melanchthon in dem Streite des Dramatikers Joachim Greff mit seinem Pfarrherrn in Dessau entschieden auf die Seite Greffs gestellt, als dieser anfragte, ob es erlaubt sei, heilige Geschichten in Reimen wie Komödien dem christlichen Volke an jedem heiligen oder profanen Orte zum Anhören oder Anschauen vorzuführen". Hat doch Luther selbst Spalatin zu einer dramatischen Aufführung der Studenten in seinem Hause eingeladen. Im Laufe der Zeit scheint dann mehr die pietistische Enge, die solche „Narrenteidinge" verwarf, kirchliche Stimmung geworden zu sein.

Ob sich dies rechtfertigen läßt? Ob insbesondere die Volkskirche nicht versuchen soll, einen positiv umgestaltenden Einfluß auf die heutige Theaterunkultur zu gewinnen? Ist doch ein Theater eine Stätte, wo täglich etwa tausend Menschen geistig beeinflußt werden. Freilich gehört zu solcher Wirkung auf das Theater eine tiefe ästhetische und literarische Bildung, damit nicht mehr verdorben als gefördert wird. Daß der Bühnenvolksbund in gemeinschaftlicher Arbeit von Evangelischen und Katholischen sich diesen Fragen energisch zuwendet und insbesondere auch den Gemeinschaftscharakter der Bühne betont und veredeln will, kann von großer Wichtigkeit werden. Dreifach sind die Wege, die hier zu beschreiten sind. Der scheinbar kürzeste ist der der Beeinflussung der bestehenden Bühne. Er ist in Wahrheit der längste, weil die Abhängigkeit der Bühne von Kapital und Publikum hartnäckigen Widerstand leistet. Der zweite ist der der Einrichtung von Wandertruppen, wie der Bühnenvolksbund solche in die Wege leitet. Da ist etwa das Westfälische Städtebundtheater mit dem Sitz Münster und das Glatzer Grafschaftstheater, die die Bespielung der benachbarten Städte und ihrer Theatergemeinden mit künstlerisch ausgewähltem Spielplan übernehmen. Einen anderen Typus vertreten wandernde Spielgruppen, wie z. B. die Holtorf-Truppe, die zu starken Leistungen eines eigenen hohen Stiles gelangt — dank der Gunst glücklicher Umstände und der reichen Künstlerpersönlichkeit des Führers. Der dritte Weg aber ist der, daß sich eine junge Spielschar bildet, die sich und ihr Erleben spielt. Es hat sich hier etwas Anderes herausgebildet, als es etwa früher das Theaterspielen der Jünglingsvereine mit seinen erbaulich-unterhaltenden Absichten gewesen ist. Hier schafft sich der Geist der Jugendbewegung schöpferisch und gestaltend einen Ausdruck, der ihr Gemeinschafts- und Lebensgefühl steigert. Es werden dabei Werte gefunden, die gegenüber denen des Berufstheaters eigenartig und neu sind. Waren anfangs Mysterienspiele des Mittelalters, Hans Sachsische Schwänke und Märchenspiele die bevorzugten Ausdrucksformen, so beginnt jetzt die Jugend über diese engen und zum Teil fremdartigen Darstellungsmittel hinauszuwachsen und tastend in vielfachen Versuchen Neuland zu suchen.

Über dies ganze Gebiet unterrichtet tief und gründlich, wenn auch mit unvollständiger Literaturangabe — das neueste Heft des Bühnenvolksbundes „Gemeinschaftsbühne und Jugendbewegung" (Bühnenvolksbundverlag, Frankfurt a. M. 2.50 Mark) und eröffnet den Blick auf ein reich knospendes Leben. Es handelt sich dabei nicht um Zufälligkeiten, sondern um Entwicklungen, die aus tiefen Bedürfnissen entspringen, Bedürfnissen, die wie im dramatischen Spiel so auch in der liturgischen Bewegung der Kirchen zum Ausdruck kommen. Eduard Le Seur, der in dem genannten Heft von Spielen in einem Großberliner kirchlichen Jugendverein erzählt, berichtet zugleich von dem Bestreben, die Gemeinde aktiv an der gottesdienstlichen Handlung zu beteiligen. Aus solchem Bestreben erwächst etwas wie ein modernes liturgisch-symbolisches Mysterienspiel. Vielleicht könnte hier unserm nüchternen, die Gemeinde so passiv lassenden Gottesdienst eine Hilfe erwachsen. Die Versuche scheinen mir bedeutsam und für unsern Leserkreis anziehend genug zu sein, um es zu rechtfertigen, wenn ich zum Schluß ein Beispiel dessen, was Le Seur versucht, hierhersetze:

Gottesdienst am Abend vor Ostern. Karfreitags- und Ostergedanke müssen miteinander verwoben werden und der Feier ihren Inhalt geben. — Wieder zieht Jugend feierlich in das Gotteshaus ein und zwar in Gruppen zu Dreien. Der Pfarrer ist unter ihnen. In der ersten Gruppe trägt der Mittelste ein schlichtes hohes Holzkreuz, in der zweiten der Mittelste einen Dornenkranz, in den folgenden Leuchter mit Kerzen. Der Kreuzträger stellt das Kreuz auf den Altar, der folgende legt den Dornenkranz darum, andere verteilen die Leuchter und Kerzen

auf dem Altar. Währenddessen singt die Gemeinde: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen ...“ Es folgt nun ein Wechsel zwischen Gemeinde, Chor und Pfarrer, Gesang, Schriftverlesung, Gebet — Ansprache des Pfarrers, die von den Passionsgedanken zur Osterbotschaft überleitet. Ihr folgt ein kurzes Orgelspiel. Und dann treten unter tiefem Schweigen zwei Jugendliche von der einen Seite an den Altar, nehmen die Dornenkrone vom Kreuz, legen sie auf den Altar, während zwei andere, von der gegenüberliegenden Seite herantretend, dem Taufbecken grüne Zweige und Blumen entnehmen, mit denen sie die Dornenkrone zudecken. Danach singt der Chor, jauchzend intonierend: „Christ ist erstanden ...“

Wir sehen, wie auf der einen Seite das Berufstheater unter vielen Nöten leidet, zu denen wirtschaftlich die Gefahr einer Katastrophe kommt, wie dagegen auf der andern Seite sich verheißungsvolle Neubildungen zeigen. Gründe genug, um diesem Gebiet Aufmerksamkeit und Teilnahme zu schenken.

Dessau-Ziebigk Gerhard Heine

Das Drama Karl Röttgers

Sucht man nach einem Ausdruck, der für das Wesen der dramatischen Kunst Karl Röttgers kennzeichnend sein könnte, so bietet sich das Wort Aussprache in seiner vollen Ausschöpfung und in seinen verschiedenen Bedeutungen dar.

Aussprache ist Röttgers Drama zunächst in dem Sinne, als in ihm die Tragik des Seins ihre wesentliche Gestaltung in Rede und Gegenrede findet. „Das Drama“, so bemerkt der Dichter selbst einmal, „hat nur soviel Gehalt, als durch das Medium der Sprache zum Ausdruck kommt.“

Gewiß bestand alle Bühnendichtung bisher auch aus Rede und Gegenrede. Nur galt die Sprache lediglich als ein Mittel unter vielen und nicht einmal als das wert- und wirkungsvollste. Eine äußerliche Auffassung des Wortes „Handlung“ verband mit ihm den Begriff aufgeregter, in augenfälligem Schlag und Gegenschlag sich kundgebender Tätigkeit. Schießen, Degenschwingen, Häuser anzünden und was dergleichen theatralische Dinge mehr sind, hatten oft genug für die nötige Spannung zu sorgen. Das Wort hing wie ein Mantel oder bestenfalls wie blühendes Fleisch um dies tragende Knochengerüst der „Handlung“. Röttgers Kunst verzichtet mit jedem Werk entschlossener auf diesen Bühnenlärm. Immer stärker fesselt ihn die innere Handlung, die nicht mit lauten Geberden kommt, sondern im Wort und im Schweigen letzten und vollkommenen Ausdruck findet. Auch er weiß, daß ohne stärkste Handlung kein Drama möglich ist. Er weiß aber auch, daß die seelische Spannung, der Aufruhr der Herzen, die Verzweiflungen und Siege des Geistes andere Formen des Ausdrucks fordern, als sie sich in Schwertgeklirr und Kettenrasseln darbieten. In dramatischer Aussprache, in kämpferischem Spruch und Widerspruch stellt er Haß und Liebe, Weisheit und Leidenschaft gegeneinander. Auch sein Drama ist Kampf. Auch bei ihm steht am Anfang die Tat. Aber Röttger empfindet sehr stark, daß auch das Wort — Tat ist, diejenige Tat, in der sich Innerliches unmißverständlich für alle, die Ohren haben, um zu hören, offenbaren kann. Ist dramatische Dichtung im Wesentlichen Sprachkunstwerk, so ergibt sich ohne Weiteres, daß sie ebenso sehr nach dem Zuhörer als nach dem Zuschauer verlangt, und daß ihr höher als die Gebärde die Sprechkunst des Schauspielers steht. Beide Folgerungen hat Röttger wiederholt in seinen dramaturgischen Aufsätzen, die in der Schrift „Zum Drama und Theater der Zukunft“ (E. Matthes Verlag Leipzig 1921) gesammelt vorliegen, mit allem Nachdruck gezogen.

Kein Zweifel aber auch, daß die Wahl des Wortes als Gehaltmesser des Dramas den Dichter zu tiefster Ausschöpfung aller Möglichkeiten des sprachlichen Ausdrucks verpflichtet. Wort muß Wesen, Sprache tönendes Leben werden. Nur ein großer Künstler, nur ein sprachmächtiger Gestalter kann den Weg zu diesem neuen Drama gehen. Nur er weiß dem Streit der Neigungen und Abneigungen im Hauch des Mundes Form zu geben, überzeugendere, aufwühlendere Form vielleicht, als es Dramatiker alten Schlages mit Schwurfingerrecken und Giftbecherschwingen je vermochten. Dies „Theater“ im Theater wird uns — seien wir ehrlich! — immer unerträglicher. Dies „Knochengerüst“ der Handlung erscheint immer deutlicher als knarrendes, klappriges Gestell künstlichster Mache. Wir sind der dramatischen Klempnerei müde. Nicht das „gut gebaute“, sondern das gut gewachsene, aus schöpferischen Urtiefen aufgeblühte Kunstwerk redet zu uns. Torheit wäre es, sich zu verhehlen, daß „wir“ nicht das Publikum sind, das die Theater heute füllt, nicht die Direktoren und Dramaturgen die über Wohl und Wehe eingereichter Dramen zu befinden haben, nicht die Theaterkritiker, die dem bildungshungrigen Leser zum Frühstück auftafeln, was er vom gestrigen Schauspiel zu halten hat. Gerade weil „wir“ all dies nicht sind, ringt sich Röttgers dramatische Dichtung so schwer durch. Die Reihe von Bühnen, die sich ihr erschlossen haben — Gera, Düsseldorf, Duisburg, Krefeld, Bonn, Kassel, Basel, Schwerin und einige andere —, muß und wird sich erweitern, wenn sich einmal mehr Ohren geschärft haben für das, was an innerer Spannung und seelischer Handlung in Röttgers Drama Wort geworden ist.

Aussprache ist dies neue Drama auch in dem übertragenen Sinne ehrlicher, gütlicher Auseinandersetzung. Röttger weiß: im Letzten und Tiefsten ist jeder Mensch einsam; wenn das Letzte und Tiefste zweier Menschenseelen widereinanderklirrt wie Stahl wider Stahl, so wird wahrhafte Tragik des Seins offenbar. Aber er weiß auch: „Wirkliche Tragödien sind selten. Weil nämlich die Konstellation zwischen den Menschen selten so grausam unabänderlich ist, daß es zum Zerbrechen der einen Partei oder beider Parteien führen muß. Das Leben ist fortschrittlicher gewesen als die Kunst: es hat gezeigt, daß Menschen untereinander den Ausgleich in tragischen Fällen oder bei Konflikten zu finden wissen: die Dichter aber ließen immer noch Menschen zu Grunde gehen, auch in solchen Fällen, wo tausend Taler auf dem Tisch des Hauses oder ein gutes Wort eines vernünftigen Menschen die Rettung bringen mußten. Beweis: Maria Magdalena. Ein drohendes uneheliches Kind ist kein Grund mehr zur Tragödie ...“

Röttgers Dramen sind fast durchweg Überbrückungen solcher tragödienhafter Zwiespalte, Lösungen und Erlösungen aus der reifen Weisheit eines gütigen Menschen heraus: „das Hinwegschieben einer Wand vor der engenden Not der Herzen.“

Und so tritt denn, wie ich in einer eingehenderen Studie über den Dramatiker Röttger ausführen konnte („Karl Röttger, Bekenntnisse zu einem Dichter“, unter Mitarbeit von einer Reihe sehr namhafter Literarhistoriker, Kritiker und Dichter, Köln, Rheinlandverlag 1922) — „so tritt denn in vielen Bühnendichtungen Röttgers ein großer guter Mensch in den Kreis der schuldlos Schuldigen und löst die Wirrnisse oder spricht wenigstens das für den Zuschauer erlösende Wort, das stärkere Gewalt und Wirkung hat als der durch seelische Entartung oder Erkrankung etwa „notwendig“ gewordene Untergang des tragischen Helden, — einen Untergang, den auch Röttger wiederholt als Tatsache des äußerlichen wie des innerlichen Lebens mit unerbittlicher Strenge gestaltet.

In einer der ersten Bühnendichtungen Röttgers: Haß oder das versunkene Bildnis des Christ ist es die tiefe Weisheit des „Fremden“, in dem Einakter Die Krise, die reine Menschlichkeit der „Sekretärin“, in der dramatischen Legende Die Heimkehr, die umfassende Güte des „Herrn“, die verhindern, daß „ein Unglück geschieht“. In anderen Dramen, die den Untergang kranker Seelen darstellen, fällt aus dem Mund eines Lebensstarken und Leidgestählten das schicksalüberwindende Wort. So im Kammerspiel Gespaltene Seelen, so im Antlitz des Todes. Den kühnsten Schritt aber wagt Rött-

ger in der Einakterfolge Das letzte Gericht und in dem Zweiakter Des Königs Untergang: die Lösung der im Diesseits ungelöst gebliebenen Rätsel tragischer Not durch die Weisheit des Jenseits, das ihm freilich nicht Höllenpfuhl noch Himmelspfühl, sondern Ort der Läuterung und Klärung ist.

Aus Jenseits spricht ein mildes Wort ins Heute,
Das Frieden und Erlösung uns bedeute.

Röttgers Kunst ist tief ethisch, aber sie ist nirgendwo moralisierend. In Worten und Handlungen lebt in den Erlösergestalten seiner Stücke der „ewige Christ", der gleich dem ewigen Juden über die Erde pilgert, doch nicht wie dieser süchtig nach eigenem Tod, sondern voll Sehnens, Andern das Leben der Seele zu schenken. Der Geist des Menschensohnes atmet aus den Schöpfungen dieses Weg und Ausweg weisenden Dichters, der tief erkannt hat, daß wir in der Tat immer mehr Christen — in ganz untheologischem, ganz unkonfessionellem Sinne — werden und werden müssen.

Zum religiösen Drama weist Röttgers Weg. Er hat ihn — auch mit der Wahl des Stoffes — wiederholt betreten (Simson; Die Heimkehr), aber religiös in dem eben erwähnten tapferen und freien Sinne sind alle Bühnenspiele, die der Dichter bisher geschaffen hat. Es hieße, die Grenzen eines kurzen Aufsatzes überschreiten, wollte man tiefer in diesen Stollen dringen, der zum Wesentlichsten aller lyrischen, epischen und dramatischen Kunst Röttgers führt. So mag hier denn nur auf zwei Worte des Dichters über das religiöse Drama hingewiesen sein, die auch von seinem Bühnenschaffen gelten. „Ich glaube", schreibt er einmal, „das religiöse Drama ist oder muß sein eine Sache vieler Einzelner, die der Kirchen, Sekten und Gemeinschaften satt sind, die aber gleichwohl auf eins nicht verzichten wollen: auf den Ausgleich des Leids der Welt, auf die Verkündigung eines Evangeliums, einer Liebe, eines Glaubens an Zukunft, auf die Überwindung des Hier in einem Dort ..." Und ein andres Mal sagt er vom Dichter des religiösen Dramas: „Er kommt herauf aus den Tiefen des Daseins — er hat die Hölle gesehen, die der Angst und der Verdammnis. Er hat das Tiertum des Menschen gesehen. Den Widerstreit der Triebe, den Haß, die Schmach des Menschen am Menschen. Aber er wäre ja nicht der Dichter und der religiöse Mensch, wenn er nicht dem allen einen Sinn oder eine Verkündigung, eine Liebe, eine Weisheit, Erlösung, wüßte ..."

Dem Drama dieses Dichters muß eine neue Zuhörerschaft geschaffen werden. An die Stelle des „Publikums" muß die Gemeinde treten. Erwachsene sind aber fast durchweg Verwachsene. Aus dem jungen Geschlecht, aus dem künstlerisch bildsamen Kreis der Kinder erhofft sich Röttger und mit ihm Alle, die auf eine wirkliche Erneuerung der Schaubühne harren, Aufwuchs und Nachwuchs dieser Gemeinde. So wird ihm das Kindertheater zu einem „notwendigen Gedanken der Zukunft". Und so hat er denn auch für die Bühne des jungen Volkes eine Reihe schönster Märchenspiele geschaffen, die schon Tausende Kinderherzen mit dem Atem reiner Menschlichkeit überhauchten.

Das dramatische Werk Röttgers umfaßt die großen Dramen *Gespaltene Seelen, *Haß, Das letzte Gericht, Das goldene Herz, Das Antlitz des Todes, Simson, *Elisabeth von Thüringen, Der Dichter und die Welt, Richmuth von Aducht; die kleinen Dramen *Der Untergang des Königs, *Die Krise, Die Erlösung, *Die Heimkehr, Bruder Konrad; die Märchenspiele: *Die sechs Schwäne, *Der treue Johannes, Ein Wintermärchen (die aufgeführten sind durch ein Sternchen kenntlich gemacht). Im Druck erschienen: Gespaltene Seelen, Haß, Das letzte Gericht, Simson, Der treue Johannes, Die sechs Schwäne.

Die letzte dramatische Gestaltung „seines" Problems, des Problems von der tiefen Einsamkeit jeder Menschenseele, und „seines" Auswegs, der Erlösung durch Weisheit und Liebe, gelang Röttger in seinem Bühnenspiel „Richmuth von Aducht". Die Kölner Sage ist bekannt: Gräfin Richmuth wird scheintot beerdigt, kehrt aber aus dem Grabe in das Haus des Gatten zurück, der eher geglaubt hätte, seine Rosse vom Stall zum Speicher traben zu sehen. Alles unwesentlich Anekdotenhafte ist in Röttgers Dichtung abgestreift, die Seele der seltsamen Sage Wort geworden. Nicht, daß Zufall einen Menschen noch einmal aus Weltabgeschiedenheit holt, sondern, daß Schicksal Menschen schon mitten im Leben „jenseits", in tragischer Einsamkeit sein läßt, ist Gegenstand des Röttgerschen Spiels, das in Spannung und Erschütterung vielleicht das stärkste seiner Dramen genannt werden darf.

Aachen Will Hermanns

Kirche und Wirtschaft

Die Äußerungen kirchlicher Stellen oder hervorragender kirchlicher Persönlichkeiten zur Wirtschaftskrise und zu dem Umschwunge, der in der Machtverteilung auf wirtschaftlichem Gebiete eintrat, mehren sich. Neben des Landesbischofs Jhmels Mahnwort treten Äußerungen von Pfarrkonventen und Synoden. Nicht zuletzt in dieser Reihe steht der Aufsatz des Prälaten Schoell in Stuttgart, den dieser in Nr. 1 des „Evangelischen Deutschland", des Organs des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes, erscheinen ließ. Es ist erfreulich, mit welchem Ernste die evangelische Kirche sich ihrer Pflicht erinnert, öffentliches soziales Gewissen zu sein. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß in dieser Hinsicht die evangelische Kirche, wenn auch spät, gelernt hat.

Aber alle diese Äußerungen, das erlösende Wort sind sie nicht. Wer sie durchdenkt, kann sich doch auf die Dauer nicht darüber täuschen, daß keines dieser wohlgemeinten, gewissenhaften Worte dazu angetan ist, wirklich zu wirken, d. h. wirksam in das wirtschaftliche Geschehen einzugreifen. Das liegt nicht nur daran, daß sie zum Teil in wenig verbreiteten Zeitschriften erschienen und bezeichnenderweise wohl von führenden Blättern des Abdruckes nicht gewürdigt wurden, für den sie bestimmt waren. (Dieses Mißgeschick hat in der Vergangenheit seinen Grund, in der die Kirche selbst dafür sorgte, daß in wirtschaftlichen Dingen das religiöse Wort zur Winkelsache wurde.) Sondern der Grund der Wirkungslosigkeit jener Kundgebungen liegt in der Art der Äußerungen selber. Mit einem Wort: sie sind zu akademisch, so sorgsam abgewogen, daß sie harmlos werden. Der Arbeitgeber beispielsweise, der die sorgfältigen Erwägungen liest, wird (sofern er kein bewußter Machtpolitiker ist und sie also sofort ablehnt) alles mit Zustimmung lesen, sein eigenes Moralgefühl durch die allgemeinen Moralgedanken bestärkt fühlen und also in dem Selbstbewußtsein bekräftigt werden, daß er die Moral auf seiner Seite habe. Ein unerwünschter Erfolg bei einem Aufruf, der zur schärfsten Selbstprüfung zwingen will, aber nach Lage der Dinge ein unvermeidlicher. Wer einsehen will, wie dieses Schicksal zustande kommt, muß sich auf den Mechanismus des natürlichen Lebens besinnen.

Im natürlichen Leben ist der Wille das Erste und Bestimmende, der Wille nach Lebenssicherung oder Lebenserhöhung. Er nimmt die übrigen Regungen in seinen Dienst, zu diesen gehört auch das Gewissen. Es ist in diesem Zusammenhange dazu da, die moralischen Gründe für das vom Lebenswillen zuvorbestimmte Ziel zu sammeln, also dieses abseits von Moral gewonnene Ziel moralisch zu rechtfertigen. Diesem Kunstgriff der Ökonomie des Lebens erliegt Jeder, der nicht an kälteste, selbstverleugnendste Selbstkritik gewöhnt ist. Dieser Vorgang ist überpersönlich, darum verschafft er seinem Opfer das Bewußtsein völliger Moralität auch bei objektiver Unmoral, so daß der Mensch sich befugt fühlt, in moralischen Allgemeinerwägungen seine eigenen Grundsätze wiederzuerken-

nen, auch wenn er diese tatsächlich mit Füßen tritt. Dieser Vorgang liegt weitab von jeder Heuchelei, denn er ist eine objektive Lüge, welcher zuerst der Mensch selbst erliegt, keine subjektive Lüge. Altmodisch ausgedrückt: Es ist der Zustand des „alten Adam", den gerade der nicht erkennt, der in ihm steckt und den noch nicht die göttliche Wahrheit mit sich selber uneinig machte. Solange ein Mensch nicht auf diese Art (durch die göttliche Gnade) mit sich selber uneinig wurde, kommt er nicht darauf, den Manipulationen des eigenen Willens so scharf auf die Finger zu sehen, daß er die Ungehörigkeit merkte, mit der der Wille das Gewissen zu seinem Knecht und Hehler macht: solange fehlt ihm das Gefühl dafür, daß diese Rolle des Gewissens unwürdig und die Grundsünde des Daseins ist, und es fehlt erst recht der Drang, diesem Bestechungszustande ein Ende zu machen (da er ihn ja nicht als solchen empfindet).

Es ist klar, daß diesem Betruge der im Wirtschaftsleben stehende Mensch besonders leicht erliegt. Sein Blick ist scharf auf die Vorgänge der Wirtschaftspolitik gerichtet, ist somit einseitig nach außen gewandt; die Intriguen der allerinnersten Politik entgehen seiner Aufmerksamkeit daher leicht, um so leichter, als diese „allerinnerste Politik" nicht ein im einzelnen Subjekt begrenzt auftretender subjektiver Vorgang ist (gerade dieses ist er *nicht*), sondern ein überpersönliches Geschehen, also in einer Richtung, von der die Wenigsten wissen, daß in ihr überhaupt etwas sich ereignen könnte, das Aufmerksamkeit verdiente. In der wirtschaftlichen Notlage, die heute auf allen Schichten lastet, auch auf der Mehrzahl der Arbeitgeber, ist es zumal der Selbstbehauptungswille individueller und kollektiver Art, der sich als der gewiesene Gebieter empfiehlt, dem man heute mehr als je das Heft in die Hände geben müsse. So hat der alte Adam leichter Spiel, das Gewissen zu mißbrauchen, daß es ihm die moralischen Kleider für seinen anfechtbaren Weg bereit lege. Niemand will ja aus Grundsatz ein schlechter Mensch sein; jeder klammert sich, je mehr der Wirtschaftskampf ihm höchstgesteigerte Leistungen und ungewöhnliche Entschlüsse abpreßt oder aufdringen will, an Ideale, die ihn rechtfertigen, die aber auch beim Sichdurchsetzen ihm — *helfen* sollen! So ist er imstande, den allgemein-moralischen Darlegungen, wie die kirchlichen Stellen sie jetzt aussprechen, mit desto größerer Inbrunst zuzufallen, je weniger er in seiner kritischen Lage, in der er sich zu befinden meint, daran denken kann, mit Hilfe dieser Wahrheiten rücksichtslos zu prüfen, was von seinen eigenen Entschlüssen und Maßnahmen standhält. Er hat jetzt weniger als je die inwendige Stille, die Führung aus der Hand des Selbstbehauptungswillens in die des Gewissens zu legen, das bisher alle Hände voll zu tun hatte, seinen Herrn ausreichend zu — bedienen.

So erreicht die kirchliche Kundgebungslektion nichts als überall ehrenvolle Zustimmung, und an dieser stirbt ihre Wirkung. *Ehrenvoll, aber gänzlich harmlos*, das ist das Endurteil über soviel guten Willen und christliches Gewissen.

Was ist zu tun? Wer wirken will, muß *anklagen*. Wo das christliche Gewissen in die — allzu „natürliche" — Welt tritt, muß das Wesen dieser Welt aufzischen, wie Feuer, vom Wasser getroffen; muß zerbrennen, wie Haut, von scharfer Säure durchbohrt. Es gibt doch ein „allzu gerecht", das diese Wirkung nicht hat und das die Propheten nicht konnten, weil es die Gerechtigkeit in Schwächlichkeit erweicht. Es muß schon einer den Mut haben in Gottes und Gewissens Namen zu sagen: „Solange diese und diese und jene äußeren oder inneren Nöte bestehen, glauben wir nicht, daß Euer Tun vor dem Urteil Gottes besteht. Eure Sache ists, dem abzuhelfen. Solange das nicht geschah, können wir Euch keine Anerkennung geben, sondern müssen — nicht in der Menschen oder der Massen, aber in Gottes Namen — wider Euch klagen."

Den Mut zur Anklage hatte früher die Kirche etwas einseitig überwiegend nach den Arbeitnehmern hin unter der Fahne „Gegen Sozialdemokratie und Materialismus"; so war sie, weil einseitig, nicht gerecht und, obwohl ohne Vorsatz ungerecht, somit keine echte Dienerin des Evangeliums, in dessen Nimbus sie sich stellte. Jetzt, da sie zu lernen begann und nicht mehr einseitig anklagen will, verfällt sie auf der Suche nach der Gerechtigkeit der Vorsicht und flüchtet in die Allgemeingültigkeit. So versäumt sie von neuem ihren Dienst. Ihr Wort ist zu temperiert, ihm fehlt das Beben der Verzweiflung, das bei der Gegenüberstellung menschlichen Tuns mit der göttlichen Herrlichkeit immer auf unsere Seite fallen muß; ihm fehlt die Leidenschaft dieser höchsten Not, sie ist ermäßigt zu einer kulturellen Unterhaltung. Eine Anpassung, die — zwar nicht einer subjektiv-bewußten, aber einer objektiven Untreue gegen den göttlichen Auftrag gleichkommt. (Vielleicht liegt hier eine naturbedingte Gefahr jeder Kirche, zumal der Volkskirche.) Die Kirche muß anklagen. Sie wird ein inneres Recht zur Anklage gegen den Unverstand der Massen erst erworben haben, wenn sie jede gesellschaftliche Rücksicht gegen die andere Seite fortwarf. Dies muß um so mehr zu allererst geschehen, als von Jesu wegen, wenn schon angeklagt sein muß, die gewiesene Stellung der Kirche auf seiten der kleinen Leute sein muß, die auf der Schattenseite ihr Leben aus zweiter Hand leben müssen (ein Zustand, der ja auch bei vorübergehender Sorgenfreiheit dieser Stände andauert und die eigentliche Not darstellt). Solange einer nicht *oben* anfing, ist er *immer* ungerecht, wenn er den *Unteren* Morallehren gibt, weil er *objektiv*, wie Hiobs Freunde, trotz guten Willens der Not spottet.

Damit die Kirche anklagen kann, muß sie freilich *sachverständig* werden, muß Männer unbestechlichen, rücksichtslosen Gewissens haben, die zugleich alle Praktiken der Wirtschaft kennen, die rechten und unrechten, die offenen und die geheimen, Männer von der Glaubenswucht der Propheten und der Sachkenntnis eines Trustkönigs. Die Ängstlichkeit, mit der man sich gern im Namen der Frömmigkeit von den wirtschaftlichen Fragen und Urteilen fernhält, muß aufhören. Man muß wissen, was man will: entweder man will *Kirche* sein, dann muß man versuchen, das ganze Volksleben zu umspannen und zu durchschauen, bis ihr nichts Menschliches fremd ist. Oder man weigert sich dessen und isoliert sich in die individuelle Frömmigkeit, dann muß man aussprechen, daß man nicht die Kirche, sondern die *Sekte* will. Eine Kirche von heute muß *beides: glauben und nachrechnen*, damit sie gestützt auf beides *vorrechnen* kann, *Alles Allen* vorrechnen, was der natürliche Mensch gern, aus Instinkt mehr, als aus Heuchelei, im Dunkel läßt. Eine Kirche, die an diese Arbeit nicht geht, darf sich nicht wundern, wenn ein Radikalismus dieses Werk auf seine Art — weniger göttlich — immer wieder versucht und mit seiner Leidenschaft, auch wenn sie trübe ist, gegen die Kirche relativ im Recht ist. Die Kirche muß helfen, daß *Gott* mit den Menschen anfangen kann zu *rechnen* und Gott die Wirtschaft wiedererobert, die der Mensch ihm stiehlt. Das wäre „Reich Gottes" von heute.

Würdenhain *Karl Müller*

Politische Bibelauslegung

Römer 13, 1–7

Unter dem Titel „*Recht auf Obrigkeit*" hat Pfarrer D. *Traub* soeben in Langensalza (H. Beyer und Söhne) als 15. Heft der von der Gesellschaft „Deutscher Staat" herausgegebenen Schriften zur politischen Bildung eine Broschüre erscheinen lassen, von der ich zunächst nichts weniger erwarten konnte, als daß sie mir eine Art von Verpflichtung zu öffentlichem Widerspruch auferlegen würde. Überraschend zwar wirkt an dem dünnen Heftchen beinahe alles: in Form wie Inhalt, in der Ausdrucksweise wie in der Gedankenführung, in der Logik wie in der Anschauung ein Maß von Verbrauchtheit, von Untiefe, von Nachlässigkeit, das zwischen den stark klingenden Phrasen doppelt peinlich empfunden wird. Aber wenn Tausende auch dies Heft „mit Andacht" sollten lesen können, so werden sie an *einer*

Stelle doch vielleicht eine gewisse Verlegenheit nicht verleugnen. Traub mutet ihnen zu, sich von ihm den berühmten Abschnitt im Römerbrief, 13 V. 1—7, wo Paulus die Stellung des Christen zur Obrigkeit beschreibt, anders deuten zu lassen, als sie es gewohnt waren. „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" heißt es bei Luther in Röm. 13, 1. Traub hat erlebt, daß „dieser Satz heute manche schiefe und verhängnisvolle Rechtsentwicklung decke", kann aber tröstend verkünden, daß der greise Vorkämpfer lutherischer Orthodoxie in Erlangen, Theodor Zahn, ein „unbestritten bibelgläubiger Theologe", der seinen neutestamentlichen Text gut kenne, 1919 dieser Auffassung in seiner bedeutsamen Schrift „Staatsumwälzung und Treueid in biblischer Beleuchtung" ein Ende gemacht hat.

Welch eine Umwälzung muß D. Traub durchgemacht haben, wenn er heute die Autorität eines bibelgläubigen Theologen in der Deutung von Röm. 13, 1 trotz aller entgegenstehenden Instanzen als so ausschlaggebend betrachtet, daß er über drei Seiten hin fast nur Auszüge aus Zahn liefert, selbst auf die Gefahr hin, daß seine Leser sie in dieser Abkürzung nicht oder falsch verstehen. Dabei endet selbst Zahns Betrachtung mit dem relativ verständigen Urteil: „Im Fall einer gewaltsamen Staatsumwälzung muß es allerdings in erster Linie dem Gewissen und demnächst der politischen Urteilsfähigkeit des einzelnen Christen überlassen bleiben zu entscheiden, welche Personen oder Körperschaften er als seine Obrigkeit anzuerkennen habe." Wenn Traub hieran anschließt: „Jedenfalls hat die revolutionäre Regierung von 1918 kein Recht, sich auf den Apostel Paulus zu berufen, und hoffentlich den Geschmack, ihr Recht nicht auf Römer 13 zu gründen", so gleitet er offensichtlich auf eine niedrigere Stufe der Polemik herab.

Aber kein ehrlicher Exeget darf sich verführen lassen, für Röm. 13 die Auslegung vorzuschreiben, die es ihm bequem macht, den Paulus als Kronzeugen für seine Einstellung zu der durch die Revolution von 1918 in Deutschland hervorgerufenen politischen Lage auszuschlachten. Wer sich von solchen Wünschen frei hält, wird aber die Buchstäbeleien, mit denen Zahn seine „neue" Auslegung empfiehlt, schwerlich so hoch einstellen, daß sie ihn auch nur zum Zweifel an der allgemein gebräuchlichen Deutung brächten. Gewiß hat Luther Röm. 13, 1: „Der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" frei übersetzt, genauer wäre: den überragenden, oder: den allerhöchsten Gewalten. Daß im Griechischen der Artikel fehlt, rührt nicht aus Berechnung des Schriftstellers her — so wenig wie in Röm. 1, 1 f.! —; auch in der Wahl des Plurals, den nachher der Singular ersetzt, steckt nicht ein tiefer Sinn: bei den Gewalten V. 1a kann Paulus, wenn er wie ein vernünftiger Mensch redet, nur das Gleiche meinen wie bei der Gewalt in V. 1b und 1c. Mit „Obrigkeit" ist eigentlich gerade die überragende Gewalt des Griechen treffend verdeutscht: Paulus war gewohnt, die Größe, von der er V. 1 ff. handeln wollte, einfach „Gewalt" exusia zu nennen; für minder Aufmerksame fügt er an der ersten Stelle, wo er sie heranzieht, das Prädikat „überragend" hinzu, das auf eine Gewalt in höherem Sinn hinwies. Welche er aber von Anfang an gemeint hat, kann nicht zweifelhaft sein: für unser Gefühl spricht am klarsten V. 3 „die Regierenden"; daß er dazu wie die Steuer- und Zolleinnehmer, so auch die Strafexekutionsorgane rechnet, zeigt V. 7. Wenn nur Traub so eindeutig über das Recht auf Obrigkeit zu belehren verstünde, wie Paulus, soviel an ihm lag, Röm. 13, 1—7 seine Auffassung von der christlichen Stellung zur römischen Obrigkeit entwickelt hat! Wobei schließlich sogar der Plural in V. 1a sich wieder ganz gut begreift. Dem Apostel stehen schon die zahlreichen, dem Rang und der Aufgabe nach so ungemein verschiedenen Glieder der römischen Beamtenhierarchie vor Augen: in der Mannigfaltigkeit der Personen gilt es die grundsätzliche Einheit herauszuerkennen, wozu V. 1b und 1c den Weg bahnen, allesamt je ein Stück Gottes-Ordnung, eingerichtet, zum mindesten von Gott zugelassen, auf Erden zur Aufrechterhaltung von Zucht und Sitte, zur Abschreckung vom Bösen.

Nur die auch sonst so oft grotesk hervortretende Übersichtigkeit Zahns verkennt den Sinn von Röm. 13, 1a und 1b. Da soll noch von keiner Obrigkeit im staatlichen Sinn die Rede sein. Vielmehr weise Paulus auf eine unbestreitbare, im ganzen Umfange menschlichen Lebens und bei allen Völkern vorliegende Tatsache hin, auf das allgemein schöpferische Gesetz der Überordnung und Unterordnung als unveräußerlicher Form des gesellschaftlichen Lebens. Darf ich fragen, warum Paulus hier so feierlich erst befiehlt, wo nach Zahn und Traub doch „nur Unterordnung ist, der sich kein Lebewesen entziehen kann"? Sollte wirklich Paulus in dieser verstohlenen Form im Voraus die Fehlgedanken der französischen Revolution und des Marxismus für Zahns Generation verfehmt haben? Denn auf solche läßt ihn doch der glückliche Entdecker dieser Geheimsprache im Jahre 1919, zwar etwas grob, aber zu Traubs Herzensfreude mit dem Finger weisen: „Wo der natürliche Unterschied zwischen Mann und Weib, zwischen erziehungsbedürftiger Jugend und reifem Alter, zwischen höherer und geringerer Bildung und der sittliche Unterschied zwischen Faulen und Fleißigen aus der Welt geschafft werden soll, haben wir es nicht mit einer Obrigkeit, die diesen Namen verdient, zu tun." — Der Paulus von Römer 13 wird hier in Wahrheit ganz aus den Augen verloren. Daß Paulus sich mit Dankbarkeit des Rechtsschutzes erinnert haben möge, den das damalige obschon heidnische römische Kaisertum mit seiner Rechtsordnung ihm bei seinen Missionswerken geleistet hat, bemerkt in jenem Zusammenhange Zahn ja noch zutreffend; wenn er dann aber fortfährt, Paulus lege das Hauptgewicht nicht auf den Dank, sondern auf die Fürbitte für diese Obrigkeit, so muß ich wiederum fragen, wo denn nur eine Silbe in Röm. 13 uns an Dank und Fürbitte gemahnt. Auch von einer unüberschreitbaren Schranke der Christenpflicht zur Unterordnung unter die Obrigkeit, die in dem Charakter der Frommen als Gottesknechte liege, redet Zahn ohne jede Anknüpfung an den paulinischen Text: selbstverständlich würde sich Paulus durch keine Obrigkeit z. B. zur Teilnahme an einer Handlung des Kaiserkults haben nötigen lassen; aber Röm. 13 bespricht er nicht die Ausnahmen, sondern nur die Grundregel. Diese Grundregel berührt sich wiederum in nichts mit dem „Recht auf Obrigkeit", das Traub so gar gerne biblisch begründen möchte: in anderem Sinn, als er es meint, hat Traub sich durch seinen exegetischen Versuch das Urteil gesprochen: „Die Gedankenlosigkeit, mit welcher man sich auf jene berühmte Stelle im Römerbrief beruft, wirkt geradezu erschreckend!"

Mit dem Problem, wie nach einer gelungenen Revolution die Christen sich zu der Siegerpartei zu stellen haben, hat es Paulus ja in keiner Weise zu schaffen; ein, wie es schien, für die Ewigkeit fest gefügtes Regiment war im römischen Kaisertum gegeben und seit drei Generationen bewährt: der in judenchristlichen Kreisen begreiflichen Abneigung gegen diese Fremdherrschaft von Götzendienern arbeitet Paulus Röm. 13 unzweideutig entgegen; er stellt sich auf den Boden der realen Tatsachen. Die de facto-Regierung ist von den Gläubigen als von Gott gewollte Regierung anzuerkennen. Nicht aus materialistischen oder spiritualistischen Auffassungen von Recht und Obrigkeit, nicht aus Anbetung eines Augenblickserfolgs im Kampf um die Macht, sondern allein, aber auch ganz und gar aus seiner religiösen Weltanschauung heraus, deren Vorsehungsglaube ihm nicht gestattete, ein Regiment, unter dem doch — mangelhaft wie alles Irdische, aber immerhin besser als in vielen Perioden im alten Reich Israel — das Gute in der Staatsgewalt neuen Rückhalt hatte und die Gemeinheit einen Feind. Übersieht Traub denn wirklich, daß Paulus in Röm. 13 einer Fremdherrschaft das Wort geredet hat? Will er im Ernst die Regierung Ebert des Jahres 1924 mit einer Räuberbande oder dem General eines Invasionsheeres gleichsetzen, die „dann von vornherein unsre Obrigkeit wären"? Ist Paulus Schuld an der Narrheit, die die von einem Räuberhauptmann ausgeübte Gewalt mit der „überragenden Gewalt" von Röm. 13, 1 identifiziert?

Der Kern von Traubs Pamphlet ist die Aufstellung der Merkmale, die zu dem bloßen Besitz der Staatsgewalt hinzukommen müssen, um ihr das innere, wirkliche Recht „auf Obrigkeit" zu verleihen. Drei solche hat er gefunden: 1) Die Obrigkeit muß in einem inneren Lebenszusammenhang mit dem Wesen des Volkes stehen, das sie regiert. Sie muß 2) die geschichtlichen Kräfte, die dieses Volk erzogen und groß gemacht haben, dauernd ehren und achten und sich als Verwalterin dieser Kräfte bewähren. In dieser Haltung muß sie 3) ihren Willen zur Verantwortlichkeit Gott gegenüber bewahren. Zu dem dritten Punkt notiert Traub, der nichts Geringeres als eine Lehre von der Obrigkeit zu stabilisieren sich bewußt ist, er stelle die Obrigkeit voran und nicht das Recht, denn das Recht umfasse auch staatliche Ordnungen, Gesetze und dergleichen: „die Obrigkeit aber sind lediglich Personen". Gegen diese neue staatsrechtliche Theorie ließe sich nun wohl Mancherlei einwenden: wo soll dem deutschen Siebenbürger eine Obrigkeit herkommen, die diesen Ansprüchen genügt: wie ungeheuerlich ist die Zumutung, jeden Atheisten, der im dritten Punkt doch nicht befriedigen kann, a priori von der Anerkennung als rechte Obrigkeit — und wäre es der Polizeidiener in Motzfeld — auszuschließen; wie soll in gemischtsprachigen Ländern wie die Tschechoslowakei überhaupt eine Obrigkeit möglich sein? Und wer kann das Vorhandensein jener drei Voraussetzungen einwandfrei feststellen?

Aber ich will mich nicht mit dem Politiker Traub auseinandersetzen, sondern nur mit dem Exegeten. Das kann ich ihm nicht verzeihen, daß er unter lauten Schimpfworten gegen die Paulusverdreher, die er sich doch mühsam zusammensucht, gerade im Anschluß an eine vermeintliche Rettung des Apostels und seiner Lehre von der Obrigkeit „die Obrigkeit" so definiert, daß Paulus mit seiner Obrigkeitsfreudigkeit zu einer mehr als komischen Figur werden muß. Waren Pilatus und Felix sich ihrer Verantwortlichkeit Gott gegenüber bewußt? Kaiser Claudius in innerer Lebensgemeinschaft mit dem Wesen des jüdischen (oder christlichen?) Volkes stehend? Und Rom die Pflegerin der stolzen Erinnerungen von Jerusalem?

Auf welch eine Gedankenlosigkeit muß Traub bei seinen Lesern rechnen, wenn er sich ihnen als Deuter und Nachfolger des echten Paulus empfiehlt? Ist ihm aber selber denn nie der Gedanke gekommen, daß Paulus uns in den heutigen Nöten der politischen Sittlichkeit gar kein direkter Ratgeber sein kann, weder für noch wider, weil er in einer ganz anderen Welt lebte? Damals die Schwierigkeit, sich innerlich mit den Tatsachen abzufinden, trotz ihrer nicht an der Hand Gottes im Weltgeschehen zu verzweifeln, heute die Aufgabe, selber mitzuwirken an einer gottgemäßen Ge-

staltung der öffentlichen Dinge. Paulus ist nur um Eines besorgt: daß Gottes Verantwortlichkeit mit Ehren bestehe; wir Heutigen wissen uns Alle, nicht die Obrigkeiten allein, vor Gott verantwortlich, ganz gewiß nicht bloß zum Gehorsam: und da soll Jemand ein Führer in der Gegenwart sein, der von diesen fundamentalen Unterschieden nichts ahnt, nur seine politischen Gegner auch noch als Mißbraucher des Wortes Gottes verlästern will?

Marburg Adolf Jülicher

Reise durch das Wiederaufbaugebiet Nordfrankreichs

Diese Reise war schon seit langem geplant. Mein altelsässischer Freund, der übrigens im Kriege auf deutscher Seite gegen die Engländer gefochten hat, führte drei Deutsche des Versöhnungsbundes vom 23. 1. bis zum 5. 2. 24 durch den zerstörten Norden nach Paris und ins Elsaß. Ich hatte ihn gebeten, mir seine und der mitreisenden Deutschen Eindrücke zu berichten und möchte diese starken Eindrücke von Menschen, die heute noch in Kellern und Baracken wohnen oder in eben wieder aufgebauten Häusern mit Ruinen, Granattrichtern, Erdhügeln und dem schauervollen Gräbermeer ihrer Feinde und Brüder ringsherum, und die doch aufs herzlichste und ohne jeden Haß die Deutschen aufnehmen, selber allein reden lassen. Es heißt also im Briefe dieses Altelsässers:

... Im Norden zunächst haben die Freunde St. Quentin besucht, eine Gegend, die weniger aufgebaut ist als andere und wo die Leute noch in Kellern und Baracken wohnen. Sodann waren wir in Valenciennes, vom Pfarrer und etwa 50 Männern seiner Gemeinde aufs herzlichste empfangen. Schon nach den ersten Worten fühlte man beiderseits die innere Zugehörigkeit, was der Einzelne erfahren hatte, fand er durch dieselben Erfahrungen aller Andern bestätigt; fünf Stunden lang war es ein offenes und wahrhaft brüderliches Austauschen von Nachrichten, Prüfungen, Hoffnungen, eine gemeinsame, ergreifende Freude, sich trotz aller Verschiedenheiten und Drangsale im selben Geiste vereint zu fühlen und sich gegenseitig zu neuem Glauben und neuer Energie zu stärken. Und das war überall auf der ganzen Reise das zentrale Erlebnis: „Wir sind ja wie ihr!" Nie kam es zu Vorwürfen oder peinlichen Szenen, überall sind wir mit Liebe und Güte aufgenommen worden. Viele Leute in Valenciennes erzählten, daß sie heute noch in Briefwechsel stünden mit Deutschen, die bei ihnen während des Krieges gewesen waren. Es sei gar kein Haß da gegen den Deutschen.

Tags darauf waren wir bei Douai, bei einem jungen Pfarrer, der, wie die große Mehrheit seiner Kollegen aus dem Norden, ganz im Sinne der Reconcilation arbeitet. (Daß man das überhaupt sagen muß! Das sollte sich doch von einem christlichen Pfarrer ganz von selbst verstehen — aber vielleicht sind nicht alle christlich ...) Mitten im Dorf ein Kriegerdenkmal: ein Bergmann, der schmerzbewegt seinen gefallenen Sohn in den Armen hält. Dahinter eine Frauengestalt, die sich mit aller Macht emporreckt: die Menschheit, die gegen den Krieg protestiert. Auch dort sind wir von der Fraternité (so heißen im Norden die Kirchen) aufs beste empfangen worden; man fragte nach der wirtschaftlichen und geistigen Lage Deutschlands, der protestantischen Kirche, und der großen Hoffnung nicht nur Deutschlands, sondern von ganz Europa: die deutsche Jugendbewegung, wie stark sie ist, welchen Geistes, wird sie uns ein anderes Deutschland zeigen, kann man auf sie zählen? Auch die Kriegsdienstverweigerung wurde aufs lebhafteste diskutiert, wie fast überall. Die allgemeine Meinung ist die, daß man sie nicht im Voraus beschließen könne, sich auch nicht auf sie wie auf das allein seligmachende Hypnotisieren verlassen dürfe; was von uns verlangt wird, das ist der tägliche Kampf um den neuen Geist, der absolut ist, keine Kompromisse mehr eingeht, und der dann Jeden einen besonderen Weg immer geradeaus führt.

Wir waren sodann in Lens-Lievin, wo alles dem Erdboden gleichgemacht war. Die Mehrzahl der Häuser sind wieder aufgebaut, aber der Schmutz und das furchtbar Unschöne des Gesamtbildes (Ruinen, Granattrichter, aufgewühlte Erde) bleiben. Besonders ergreifend war der Aufstieg zur Lorettohöhe. 200 000 Menschen sind dort gefallen, auf dem Plateau des Hügels ist ein wahrer Wald von weißen Kreuzen, 30 000. Ringsum, wie ungeheure Gespenster sich gegen den hellen Abendhimmel abhebend, große Geschütze, stumme Zeugen unserer Sünden. Inmitten des Friedhofes erhebt sich ein hoher Leucht- und Gedenkturm, in dessen Spitze, wie in Paris unter dem Triumphbogen am Grabe des Soldat inconnu, eine ewige Flamme brennen wird, weit hinausleuchtend übers öde Land.

In Fives-Lille ebenfalls ein recht brüderlicher Empfang, eine wahre Gesinnungsgemeinschaft. Dort ist eben das Christentum kein Zustand, nicht traditionell-konfessionell belastet, sondern eine lebendige Bewegung. Es war eine begeisterte Begegnung von Brüdern, die in Not zusammenkommen, sich freuen und miteinander beten und zu neuem Durchhalten stärken. — Am Ende wurde sofort eine Kollekte für die notleidenden deutschen Kinder veranstaltet, und auch sonst haben wir größere Geldsummen für die Versöhnungsarbeit erhalten. Einer der deutschen Freunde hatte einen Brillantring und auch Geld zum Bau eines Sanatoriums für die aus den zerstörten Gebieten kommenden kranken Kinder mitgebracht. Wie kann man besser das Vertrauen wiederherstellen und Liebe zeigen und Liebe erzeugen?

In Paris waren wir vom Versöhnungsbund empfangen. Etwa 60 Personen, die ein lebhaftes Interesse hatten für all das, was die deutschen Freunde zu erzählen wußten. Eine größere Anzahl deutscher Adressen wurde aufgeschrieben, die mit französischen Zeitungen und Revues beschickt werden.

Wir waren noch recht herzlich von Wilfred Monod empfangen, von H. Lichtenberger, Marc Sangnier. Eine Zusammenkunft mit Studenten der Ecole Normale Supérieure (die als die beste Schule Frankreichs gilt) und wo wir mit sogenannten Nationalisten zusammenkamen, verlief sehr gut, menschlich und sachlich sehr interessant.

Schließlich einige Tage im Elsaß mit unseren Freunden. Hier wurden hauptsächlich die elsässischen Fragen behandelt; man war sich einig darüber, daß die augenblickliche politische Lage eine Lösung sei, daß wir aber immer in enger Fühlung mit deutscher Literatur und Musik bleiben wollten, mit der Kultur Bachs, Beethovens, Kants, Schillers, Goethes usw., aber nicht Bismarcks oder Treitschkes.

Es wurde uns allen furchtbar klar, daß wir alle Energie auf die Vervielfältigung solcher Reisen anwenden müssen. Die Deutschen, die gekommen sind, hatten schon vor ihrer Reise Verständnis für Frankreich, sie waren aber doch überrascht, ein ganz anderes Frankreich anzutreffen, als man es in Deutschland meint. Die Franzosen, die die Deutschen gesehen haben, haben wieder neues Vertrauen zu Deutschland, haben Menschen gesehen, die denken und leben genau wie sie — Frankreich, nicht nur Deutschland, Frankreich erhofft viel von der deutschen Jugendbewegung. Ganz Europa wartet und hofft und betet, daß sie stark sei und durchdringe mit ihrem Geist.

Wir müssen uns um Regierungen und nationale Vertretungen scharen, und einfach von Mensch zu Mensch sprechen und uns treffen und zu Hause dann sagen: Seht, es ist ja gar nicht wahr, was wir da geglaubt haben; das und das habe ich selbst mit Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört usw. So wird es Licht werden ... Ihr Jean Br

Von diesem Frankreich wissen die Wenigsten in Deutschland. Wenn es nur durch den Ausfall der Reichstagswahlen nicht vernichtet wird! W P

Verschiedenes

Unmoral der Presse. Unsre Leser erinnern sich an das, was wir in Nr. 11/12 über „Moral der Presse" schrieben. Statt sich zu freuen, daß die angegriffenen deutschen Frauen nicht das ihnen schuldgegebene Ärgernis verursacht hatten, wie durch offizielle Erklärung der englischen Sektion der Women International League for Peace and Freedom (Die Frau im Staat, Heft 3) festgestellt war, mußte nachgespürt werden, ob denn nicht irgendetwas an der Sache gewesen sei. Man schickt uns von mehreren Seiten Nr. 87 des Schwäbischen Merkur zu. „An den Pranger"! liest man eine Überschrift. Unter Hinweis auf die Kölnische Zeitung müssen die deutschen Frauen „an den Pranger" — milder geht es nicht. Eine andre Zeitung geht uns zu: Überschrift „Also doch". Zum Glück kommt endlich noch die Köln. Z. selbst, Nr. 251. „Eingehende Untersuchungen von maßgebender deutscher Stelle" haben darnach festgestellt, daß „diese Äußerungen von der einen Dame gewiß, von den andern beiden im selben Sinne (!) gefallen seien." Aber noch mehr. Die Frauen haben auch an unser Auswärtiges Amt geschrieben. Na das hat ihnen aber gehörig gedient. — Ich weiß nicht, ob die Herren von der Presse, die sich an alledem beteiligt haben, ein Verständnis dafür besitzen, wenn wir diese ganze Jagd erst recht unmoralisch finden. Die KZ behandelt sie wenigstens noch mit leidlicher Sachlichkeit, aber die andern! „Schlagt ihn tot, er ist ein Pazifist!" Und nun gar Frauen. Ein Leser, der uns den Schwäbischen Merkur zuschickt, bemerkt dazu:

„Sachlich ist noch Zweierlei zu sagen: 1. Die Auslegung eines Ausspruchs verschiebt sich von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund sehr rasch. Maßgebend ist der Standpunkt dessen, dem er entstammt. Wenn der Vorstand der Women International League for Peace and Freedom bezeugt, daß diese die Ruhrbesetzung verurteilt und daß die drei Frauen damit übereinstimmen, so ist jede gegenteilige Ausdeutung von Einzeläußerungen moralisch unzulässig. So und nicht buchstäblich ist auch jedes wahrhaftige Nein der drei Frauen gemeint, das sie den Vorwürfen entgegensetzen. 2. Wie vorsichtig man im Für und Wider beim Urteil in Ruhrgebiets- und Industriellenfragen sein muß, beweist zufällig dasselbe Blatt. Während es den drei deutschen Frauen zum Vorwurf macht, sie hätten u. a. gesagt, die deutschen Industriellen hätten sich während der Besetzung durch die Inflation bereichert, schreibt der (zweite) Nachruf in der „Handelszeitung des Schw. M.", die beiliegt, zum Tod des Parteimitglieds, Reichstagsabgeordneten und Großindustriellen Hugo Stinnes wörtlich: ... Man tut ihm Unrecht, wenn man ihm nachsagt, daß er seine Erfolge ausschließlich der Inflation zu verdanken hätte. Gewiß ist es richtig, daß er als Erster die Möglichkeiten erkannte, die in der Inflation lagen ..." Die logische Umformung in die be-

jahende Redeweise ergibt unbestreitbar eine Aussage der Art, wie sie vorn gebrandmarkt wurde! Es ist wahrscheinlicher, daß dieser Artikel recht hat, als der gefühlsmäßige allgemeine. So rückt ein Wort hierüber seitens sachkundiger und sozial empfindender Politikerinnen in den Bereich der Möglichkeit, das, entstellt, zur Verleumdung geführt hat. Vielleicht haben einschlägige Sätze Gegner zu dieser unedeln Handlung gerade deshalb verführt, weil die berührten Tatsachen sie selbst brennen, ist doch wahrhaftig gerade in den Inflationszeiten die große Mehrheit deutscher Volksgenossen zu Gunsten einer Minderheit unverdient und unverhältnismäßig verarmt. Mein Wunsch wäre, daß Klarheit bis zum letzten in die Sache käme."

Die Sache liegt klar genug. Man hat sich eine ungeheuerliche Aufbauschung einer vermutlich einwandfreien Unterhaltung erlaubt. Warum? „Der ganze Standpunkt paßt uns nicht." Wenn aber die Frauen aus Vaterlandsliebe an das Auswärtige Amt schrieben: das macht ihnen doch nur Ehre? R

Am Scheidewege. Berufsbilder. Sonderreihe der Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften, begründet und herausgegeben von Hans Vollmer. Band 72: **Der evangelische Geistliche,** von D. Friedrich Niebergall. 80 S. Band 83: **Der katholische Geistliche,** von Professor Dr. Wilhelm Baron von Capitaine. 87 S. Berlin-Wilmersdorf, Hermann Paetel.

Wir Geistliche. Ein Pfarrspiegel aus dem Worte Gottes dargeboten von Ludwig Thimme. Schwerin, Ludwig Bahn 1923. 141 S.

Die geistigen Arbeiter. Herausgegeben im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik. 1. Teil: **Freies Schriftstellertum und Literaturverlag** von Ludwig Sinzheimer. XI, 479 S. 2. Teil: **Journalisten und bildende Künstler.** Von Ernst Francke † und Walter Lotz. VI, 175 S. München und Leipzig, Duncker und Humblot 1922.

Die freien Berufe. Im besonderen: Die Anwaltschaft. Versuch einer allgemeinen Kulturwirtschaftslehre. Von Sigbert Feuchtwanger. München und Leipzig, Duncker und Humblot 1922. XVI, 621 S.

Das Buch von Capitaine ist ein glühender Lobpreis des heiligen Priesterstandes — für uns Evangelische eine andere Welt! Und doch zugleich praktisch in alle Seiten des Priesterberufes einführend, auch in das moderne Leben, Vereine, Politik, Presse. Demgegenüber wirkt Niebergall fast nüchtern — er schildert einen bürgerlichen Beruf, weniger anlockend, als gewissenhaft auch auf die schweren Aufgaben des Geistlichen hinweisend. Niebergalls Kunst der treffenden Formulierung zeigt sich auch hier, wenn auch manchmal mit Absicht anscheinend der Ausdruck gewählt wird wie sonst nirgends. Das Buch ist praktisch: es stellt keine zu hohen Anforderungen; wundervoll, wie er den Theologen in das Leben weist, auf das er sich vorbereiten muß schon durch Zeitungen und schöne Literatur. Manches hätte man ausführlicher gewünscht, so die Ausführungen über Theologie, auch die Kandidaten kommen etwas kurz weg. Im Ganzen ist mir Niebergall etwas zu kirchlich; so erhebe ich Widerspruch dagegen, wenn er sagt: „Wo hat denn das Reich Gottes seinen Platz, wenn nicht in Leuten, die sich zur Kirche halten", und wenn er meint, man dürfe sich daran nicht stoßen, daß die Dogmen mit dem sonst üblichen Denken wenig übereinstimmen. Doch sollen diese Ausstellungen die Freude an dem schönen Pfarrerbuch in keiner Weise trüben. Beide Bücher sind vorzüglich für den Zweck geeignet, dem sie vornehmlich dienen sollen: zur Entscheidung über den Beruf.

Eine andere Aufgabe hat sich Thimme gestellt. Sein Pfarrerspiegel ist mit tiefem Ernst, aber mit einseitig pietistischer Einstellung geschrieben und darum nur für bestimmte Veranlagung ganz lesbar: Haupthindernis des Glaubens ist für den Verfasser die Bibelkritik! Jeder ernste Pfarrer wird aber viel Gutes in dem Buche finden, es hat kräftige Worte gegen die kirchliche Verknöcherung, gegen die Materialisierung des geistlichen Berufs.

Im Gegensatz zu diesen Schriften mit praktischer Abzweckung stehen die beiden anderen Berufsbücher, bei denen es sich um wissenschaftliche Darstellung handelt. Das Buch des Vereins für Sozialpolitik ist ein Sammelwerk, die Einteilung in Kapitel irreführend, da jedes Kapitel eine selbständige Untersuchung von verschiedenen Verfassern darstellt, stellenweise Beleuchtung desselben Gegenstandes von verschiedenem Standpunkt (Schriftsteller und Verleger) und bei dieser Art der Konzeption Wiederholungen sich nicht vermeiden ließen. Der reiche Inhalt der beiden Bände verdiente einen besonderen Artikel; bei der notwendigen Raumbeschränkung dieser Besprechung seien nur die ganz hervorragende Analyse des schriftstellerischen Schaffensprozesses von Mahrholz, die höchst interessanten geschichtlichen Ausführungen von Borchardt, die musterhaft knappe und klare Darstellung des Arbeitsrechtes der Schriftsteller von Potthoff, die von hoher Warte geschriebenen Ausführungen Wieses über die Sozialisierung des Literaturverlags, das lebendige Bild des Zeitungswesens und der vielseitigen Gliederung des Journalismus von Adolf Braun hervorgehoben. In den übrigen Aufsätzen handelt es sich um das materielle Los des Schriftstellers, im zweiten Bande des Journalisten und freien Künstlers. Die Eigenart des Schriftstellerberufs zeigt sich bei der Frage der genossenschaftlichen Selbsthilfe: „schwere Organisationsarbeit ist das Kriterium des echten und wirklichen Schriftstellers" (Ranecker). Es wird berichtet über die Fachvereine des freien Schriftstellertums, die von den Genossenschaften versuchte Abhilfe der vorhandenen Not, über die Vorschläge zur Reform des Urheberrechts. Die Not der Zeit spielt überall herein; zum Teil hat die Stabilisierung der Mark jetzt schon neue Verhältnisse geschaffen als sie hier vorausgesetzt und behandelt werden. Die Verfasser der Aufsätze sind sämtlich erste Kräfte, aus jedem ist viel zu lernen.

Feuchtwanger, der in dem eben erwähnten Buch über die Bezahlung des wissenschaftlichen Schriftstellers schrieb, hat in einer breit angelegten Sonderuntersuchung das Anwaltsdasein als Teil eines sozialen Organismus dargestellt. Das Buch ist von nicht zu übertreffender Gründlichkeit und behandelt das Problem in seiner großen Mannigfaltigkeit von hohem ethischen Standpunkt. Er unterbaut seine Untersuchung durch eine Allgemeine Kulturwirtschaftslehre, die bisher von der Nationalökonomie, die nur die Theorie der Sachgüterwirtschaft behandelt, nicht berücksichtigt worden sei. Die Erwerbsgesinnung, die vielfach bei freien Berufen zu finden ist, kann nur durch Zusammenschluß der Berufstrager zum Stande erfolgreich bekämpft werden. Das ist noch nicht geschehen: die bisherigen Standesorganisationen stehen noch unter dem Ideal: „ein Verein von Egoisten ist kein Stand". Der Stand soll als eigentlicher Träger der Standespolitik bei allen den Stand betreffenden rechtlichen Fragen, bei Finanzgesetzgebung und Verwaltung beteiligt werden. Diese Grundsätze werden nun mit großer Ausführlichkeit bei allen Problemen durchgeführt, zunächst allgemein, dann mit besonderer Beziehung auf den Anwaltsstand, dem der Verfasser selbst angehört und von dessen hoher Bedeutung der Verfasser eine für den Außenstehenden nicht überall ohne weiteres einleuchtende, hohe Meinung hat. Auf Einzelheiten ist es nicht möglich einzugehen; sachliche Auseinandersetzung insbesondere über die Frage, ob es möglich ist, einen solchen genossenschaftlichen Zusammenschluß durchzuführen und der Genossenschaft diese weitgehenden Befugnisse einzuräumen, muß Fachzeitschriften überlassen werden. Vielfach werden auch die religiösen und kirchlichen Verhältnisse mit herangezogen; hier sind einige Anmerkungen zu machen. So ist es ein sonderbares Mißverständnis, wenn S. 66 ausgerechnet der evangelischen Weltanschauung Bevorzugung des beschaulichen Lebens vor dem schaffenden angedichtet wird; Einspruch ist zu erheben gegen die Rechtfertigung von absichtlich erzeugten oder fiktiven Ehebrüchen zur Erzielung der Ehescheidung, wo das Gesetz sie trotz Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses sonst nicht gestattet. Auch den Standpunkt, daß das Privatleben des Anwalts, soweit es nicht Beziehung hat auf die Ausübung seines Berufs, für die Ehrengerichte des Standes nicht in Betracht komme, scheint mir anfechtbar. Besonders hervorzuheben sind die für unsere Zeit besonders wichtigen Ausführungen über Stand und Politik: „Jeder Versuch, die Politik der Anwälte von Standes wegen inhaltlich festzulegen, rührt an die Existenzgrundlagen des Standes und des Staatslebens."

Daß die beiden letztgenannten umfangreichen Werke in dieser Zeit erscheinen konnten, ist ein besonderes Ehrenzeugnis für den Verlag. Ewald Stier

Kleine Mitteilungen. Aus Leipzig wird uns ein erfreuliches Wiederaufleben der Evangelischen Arbeitervereine berichtet. Ihre Leiter traten kürzlich zusammen, um sich ernstlich mit der Furchtbarkeit der wirtschaftlichen Lage des Arbeiters zu befassen, insbesondere mit der Verlängerung der Arbeitszeit und der Beschränkung des Lohnes. Man sah die Berechtigung gewisser Maßnahmen in dieser Richtung ein, warnte aber vor Überspannung des Bogens. Der Brief fährt fort: „Man wandte sich an die Arbeitgeberverbände, an die Handelskammer und sonstige hier in Frage kommende Kreise mit dem Ersuchen, die Frage nicht vom Machtstandpunkt aus zu erledigen, sondern ethische und soziale Momente mitsprechen zu lassen. Man machte darauf aufmerksam, daß selbst der evangelische Landesbischof Sachsens D. Ihmels in seiner Neujahrsbotschaft auf die große Gefahr hingewiesen hat, die einem kaltherzigen Vorgehen der Unternehmerkreise folgen müßte. Man war sich klar und hat es auch ausgesprochen, daß man auf beiden Seiten Opfer bringen muß, daß weder der Terror auf der einen Seite noch der Machtstandpunkt auf der andern der Volksgesundung dienen könnten. Zu gleicher Zeit hatten wir uns an einige bürgerliche Zeitungen Leipzigs gewandt, eine Erklärung in diesem Sinne zu veröffentlichen.... Obwohl nun schon ein Monat seitdem vergangen ist, haben wir nichts erfahren können, wie die Arbeitgeberkreise diese in treuer Meinung gegebene Mahnung aufgenommen haben. Im Gegenteil, der Metallarbeiterstreik geht weiter mit aller Schärfe nicht zuletzt von dieser Seite. Ebenso haben die Zeitungen hier völlig versagt. Was soll mit unserm Volke geschehen, wenn ernst meinende Versuche, einander näherzukommen, einfach totgeschwiegen werden?" Der treu gemeinte Verständigungsversuch schlug also völlig fehl. Bedauerlich für die Evangelischen Arbeitervereine und nicht förderlich für den Glauben an ihre Zukunft. Wer Einiges von der Ge-

schichte der Arbeiterbewegung weiß, den kann das nicht wundernehmen. Alle Proteste, auch noch so ernst gemeinte Mahnungen der vorgewerkschaftlichen Zeit sind fehl geschlagen. Was kümmert sich das Unternehmertum und umgekehrt, wenn sie an der Macht ist, die Arbeiterschaft um noch so edel gemeinte Vorhalte? Hier entscheidet der Kampf, und erst die zu einem Machtfaktor erstarkte Gewerkschaftsbewegung hat Wandel geschaffen. Wandel schaffen würde auch heute der entschiedene, zum Kampf entschlossene Wille nicht nur der Arbeiter, auch der humanitären Kreise des Bürgertums, nicht zuletzt der Kirche und der ihr treuen Arbeiter.

Unter den zahlreichen Kundgebungen der Kirche und kirchlicher Kreise appellieren viele an das Einheitsgefühl mit dem Volksganzen. Das ist an sich richtig, aber nur berechtigt, wenn an den gerade mächtigen Teil gerichtet. Dem unterdrückten gehört das Recht des Kampfes. Ich mußte mich bei derartigen Appellen oft fragen: Ist unser Volk all die Zeit her wirklich eine Einheit gewesen? Besteht eine Einheit zwischen dem erschöpft von seiner Maschine heimkehrenden Arbeiter mit dem wohlbeleibten Händler und Börsenmenschen, der im Auto an ihm vorübersaust? Oder zwischen der frierenden zündholzverkaufenden Frau am Eingang eines glänzenden Berliner Hotels mit der pelzverhüllten Dame, die soeben ins Theater fährt? Oder zwischen dem Tag für Tag mühsam schuftenden Büroangestellten mit seinen sich in teuren Kurorten „erholenden" Volksgenossen? Oder zwischen dem auf zwei Zimmer beschränkten mit Kindern gesegneten Familienvater mit dem kinderlosen Ehepaar, das sechs und acht und mehr Zimmer bewohnt? Wir müssen die Wirklichkeit sehen, dann erscheint uns der Appell an das Einheitsgefühl, an Volk und Vaterland als eine Phrase. Die Klassenspaltung ist eine Tatsache. Und ist es nicht natürlich, wenn der Arbeiter, die hungernde Frau, der Büroangestellte, der Familienvater sich mit seinem Pariser oder Londoner Leidensgenossen solidarischer fühlt als mit den eigenen Volksgenossen, die sich sehr ungenossenschaftlich benehmen. Ist so der internationale Klassenkampf nicht eine ganz verständliche Folge der Verhältnisse? Selbst der völlisch-soziale Block, der die Klassenkampftheorie des Marxismus auf das wütendste bekämpft, endet mit seinen sozialen Absichten selber im Klassenkampf. Er fordert seine Arbeiter auf, innerhalb der Gewerkschaften zu bleiben und für ihre Lohnforderungen zu kämpfen, er fordert, wie die abgeschliffene, aber eindrucksvolle Phrase lautet, den Kampf der Schaffenden gegen die mühelos Raffenden. Ist das etwas Anderes als Klassenkampf? Man nennt es nur anders und merkt es nicht. Sollen wir nicht ehrlich sein und die traurige aber wahre Tatsache nicht einfach anerkennen? Müssen wir als Christen nicht geradezu zum Klassenkampf ermuntern? Ich gestehe, daß ich den Klassenkampf als eines der schwersten sozialethischen Probleme empfinde. Wer Volkseinheit, Vaterlandsliebe will, muß zuerst Gerechtigkeit im eigenen Hause schaffen. Es bleibt dabei: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk." Und diese Gerechtigkeit ist nicht durch wohlmeinende, friedliche Appelle zu schaffen, wie auch die Evangelischen Arbeitervereine es versuchen. Beruht nicht gerade auf dem der heutigen Zeit wesensfremden, ihnen anhaftenden patriarchalischen Rest der „treuen Meinung" ihre wirkungslose Schwäche?

Angeregt durch unsern Arbeitszeitartikel in Nr. 11/13 wurde uns aus der Schweiz die Beilage zum „Christlichen Volksfreund" der „Schweizer Sonntagsfreund" zugeschickt, der einen Artikel „Zum 17. Februar 1924" (der Tag, an dem durch Referendum sich das Schweizer Volk gegen eine Verlängerung des achtstündigen Arbeitstages erklärte) mit folgenden Sätzen brachte: „Durch die schematische Anwendung des Achtstundentages wird ... ein Mißverhältnis von Arbeit und Ruhe geschaffen; 48 Stunden Arbeit und 96 Stunden Ruhe, von denen zudem 36 auf die große Ruhepause Samstag—Montag fallen. Ein von der Sechstagearbeit nicht genügend müde gewordenes Volk verpufft seine überschüssige Kraft in Nichtigkeiten ... Aber der Sonntag ist nur dann köstlich, wenn die Woche Mühe und Arbeit war ..." Weiter wird ein Wort Emil Frommels auf die Arbeitszeitfrage angewandt: „Wer nicht arbeitet, kann auch nicht ruhen. Gott hat nicht gesagt: Sechs Tage sollst du ruhen und am siebenten arbeiten, sondern umgekehrt. Gewiß richtet dieses Gebot nicht nur die Sonntagsarbeiter sondern auch die Werktagsfaulenzer und in diesem Sinne können wir wohl sagen: Ohne Werktag kein Sonntag."

So schreibt also eine Beilage zum Christlichen Volksfreund. Ich kann allerdings an diesen Sätzen weder etwas Christliches noch Volksfreundliches entdecken; und der das geschrieben, hat gewiß noch nicht, auch nur ein Jahr lang an einer Maschine oder in einem Büro seine festgesetzten acht Tagesstunden Woche für Woche in ununterbrochener Gleichförmigkeit gearbeitet. —

Was in der Schottischen Staatskirche, deren demokratische Verfassung auf John Knox zurückgeht, Alles möglich ist! Ich verweise dafür auf einen interessanten Artikel „Das schottische Königspaar" in der Vossischen Zeitung Nr. 181 Abendausgabe. An Stelle des schottischen Königspaars und später eines vom König von England ernannten adeligen Generalkommissars wird bei der nächsten großen Kirchenversammlung unter Beibehaltung der königlichen Aufmachung, Kleidung, Haltung und Empfänge und unter Beibehaltung eines kleinen adeligen Hofstaates ein Arbeiterehepaar präsidieren, nämlich der Führer der schottischen Bergarbeiter James Brown mit seiner Gattin. Brown hat nur bis zum zehnten Lebensjahre die Schule besucht, sich durch intensive Nachtarbeit gebildet und sitzt heute als Arbeiterführer im Parlament. Er ist gleichzeitig Leiter einer kirchlichen Sonntagsschule und fährt jeden Freitag mit dem Nachtschnellzug nach Hause, um seinen kirchlichen Verpflichtungen nachzukommen. Eine beneidenswerte Verbindung zwischen Kirche und Arbeitertum. Auf Widerspruch stößt dieses „Königspaar" nicht beim schottischen Adel, der bereitwillig den Hofstaat stellt, sondern beim gebildeten Mittelstand, vor allem bei den Universitätskreisen Edinburgs.

Der Artikel „Transszendentalphilosophie und Theologie" wird in nächster Nummer seine Fortsetzung finden. W

Wöchentliche Chronik

Zum drittenmal findet in Sachsen eine gemeinsame Tagung der evangelischen und katholischen Geistlichen gegen den Alkoholismus statt. Sie wird diesmal in Leipzig in den Räumen der Universität mit Eröffnungsgottesdienst in der Universitätskirche vom 11. bis 14. Mai abgehalten. Von evangelischer Seite sprechen Leipoldt, Niebergall, Mahling und Hans Schmidt, von katholischer Pater Edwin, Guardini, Hoffmann und Ude. Für die Schlußfeier ist der Innenraum des Völkerschlachtdenkmals vorgesehen.

In Wernigerode sind wegen der Ernennung eines ganz rechtsstehenden Geistlichen an der Liebfrauenkirche 2000 Personen aus der Kirche ausgetreten und haben unter dem Kandidaten Dreßler eine Freikirche konstituiert. Dreßler ist vom zweiten Burgermeister der Stadt und einem neugewählten Kirchenältesten „ordiniert" worden.

Sämtliche im rechtsrheinischen Bayern noch vorhandenen Öffentlichen Häuser sind spätestens mit Wirkung vom 1. Mai geschlossen.

Theologiestudierende in der Schweiz: Zürich 32, Bern 47, Basel 76 (W. S.), Neuenburg 11, Lausanne 17, Genf 27 (S. S.) = 210, dann 6 Theologinnen, 32 Ausländer. Katholische Fakultät in Freiburg 176 Studenten, davon 127 Ausländer.

Im Kanton Waadt haben die Frauen mit 6956 gegen 5787 Stimmen ihre Wählbarkeit in die kirchlichen Behörden abgelehnt.

Der für 20. Juli ff. geplante katholische Eucharistische Weltkongreß in Amsterdam hat eine starke protestantische Gegenbewegung hervorgerufen. Die Synode soll ersucht werden, für diesen Tag einen allgemeinen Buß- und Bettag für die vaterländische Kirche auszuschreiben. Wegen des Einspruchs der Protestanten wird von einem öffentlichen sakramentalen Umzug abgesehen. DEK

Die römische Offiziumskongregation hat durch Dekret vom 28. März mit Zustimmung des Papstes den römischen Priester und Professor für Religionswissenschaft an der staatlichen Universität in Rom Ernesto Buonaiutti auf Grund der Bestimmungen der Antimodernistenerlasse Pius' X. exkommuniziert und ihm alle priesterlichen Rechte abgesprochen.

Der Finnischen Akademie in Åbo sind 5 Millionen finnische Mark zur Begründung einer theologischen Fakultät, deren Lehrkörper vorläufig aus reichsschwedischen Theologen bestehen soll, vermacht worden.

Die ev.-luth. Kirche in Südrußland, besonders im Odessaer Gebiet, macht eine schwere innere Krise durch, indem ein Teil, besonders in den unteren Kolonien, eine Reformation im reformierten Sinne erstrebt. Wolgadtsche Monatsschr 7/8

Das türkische Alkoholverbot ist aufgehoben. Die Regierung plant ein Verkaufs- und Einfuhrmonopol für geistige Getränke.

Die christlichen Schulen in Konstantinopel, die die christlichen Embleme nicht beseitigen, werden von den Behörden geschlossen.

Arabien ist durch die Umwälzung der Mission zugänglicher geworden. In Jidda ist ein Bibel- und Buchladen eingerichtet; die reformierten Amerikaner haben von Koweit aus mit der Mission in Nedschd und Schammar begonnen.

Von Personen. Gewählt: D. Baudert in Herrnhut zum Missionsdirektor als Nachfolger von Bischof D. Hennig. Ernannt: die Privatdozenten Lic. Dr. Heinrich Frick in Gießen und Lic. Dr. Paul Tillich in Marburg zu außerordentlichen Professoren. Angenommen hat D. Schian die Generalsuperintendentur in Breslau, D. Heussi die Professur in Jena. Promoviert: Prof. Rudolf Unger-Königsberg, Staatssekretär Karl Becker-Berlin, Elsa Brandström-Schweden zu DD. von Königsberg. Gestorben: Graf Pückler, Gründer des Christlichen Vereins junger Männer in Berlin, Mitbegründer und langjähriger Leiter der DCSV und des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes; D. Christian Bürckstürmer, Professor für praktische Theologie in Erlangen. E St

Verantwortlich: Lic. theol. Georg Wünsch, Marburg a. L.

Eine

Bücherei

der Christlichen Welt

zu schaffen, war uns Pflicht und Aufgabe, erwachsen aus der Notwendigkeit, Arbeiten, die ihrem Ideengehalt nach Martin Rades „Christlicher Welt" nahestehen und über den Tag hinaus Zukunftswert tragen, ihres Umfanges wegen aber keinen Platz in der Zeitschrift selbst finden können, in einer Sonderform unter enger Anlehnung an die Zeitschrift selbst, ihren Freunden zu bieten.

Aus dieser Schriftenreihe liegen bis jetzt vor:

Karl Bornhausen

Vom christlichen Sinn des deutschen Idealismus

Gm 1.—

Die Schrift zeigt den engen Zusammenhang zwischen Idealismus und Christentum und die Bedeutung des deutschen Idealismus für die nationale Seele. Es gibt keinen deutschen Aufbau ohne idealistischen Geist, der sein festes Bollwerk im Christentum hat.

Georg Wünsch

Gotteserfahrung und sittliche Tat bei Luther

Gm 1.50

Die Schrift redet in drei Teilen: 1. über Luthers Gottesanschauung, 2. über die Folgen der eigentümlichen Gotteserfahrung bei Luther für die Sittlichkeit und 3. über die „natürliche" Sittlichkeit. Luthers Grundauffassung von diesen Dingen wird als vorbildlich für den heute so notwendigen Neubau christlicher Sittlichkeit bezeichnet, aber auch gezeigt, an welchen Punkten, namentlich in der Sozialethik, wir uns von Luther trennen müssen. Die Schrift wird entschieden zur Klärung des Problems der religiösen Sittlichkeit beitragen, weil ihre Ergebnisse an einer der hervorragendsten christlich-religiösen Gestalten unter sorgfältigem Quellenstudium gewonnen werden.

Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Gotha-Stuttgart

Der große Bucherfolg!

120. bis 150. Tausend

Brücken führen über den Rhein, Brücken — und keine Lafetten!

Von einer Französin

*

Das Buch vom kommenden Zusammenbruch Frankreichs

Im besetzten Gebiet verboten!

Gebunden 3 Mark

Vorrätig in allen Buchhandlungen oder direkt zu beziehen durch den

Drei Sonnen Verlag * Leipzig

Georgiring 3—5 . Postscheckkonto Leipzig 685 14

Aluminium! Noch nie dagewesen!

35 Teile für nur **Goldmark 20.—**, gute, saubere Ware und zwar: 4 Alum.-Schmortöpfe ca. 2–5 Ltr. Inhalt m. Deckel
1 „ Stielkasserolle 14 cm
je 1 „ Schöpf- und Schaumlöffel
je 1 „ Milch- und Saucenlöffel
je 6 „ Gabeln, Eß- und Teelöffel
6 „ Messer mit Stahlklinge u. Alum.-Griff
1 „ Vorleger
1 „ Teesieb

kaufen Sie — ab Fabriklager gegen Nachnahme! Frei Haus! Nichtgefallen Geld zurück! Kein Risiko! nur bei der **Westdeutschen Aluminium-Industrie, Werdohl** i. Westf.
Wir bitten um Einsendung des Inserates!

Einbanddecken zur Christl. Welt

Auf vielfache Anfragen hin haben wir uns entschlossen, Einbanddecken zur C. W. herauszugeben. Den Zeitverhältnissen entsprechend, haben wir eine anspruchslose graue Decke mit Leinenrücken, schwarzem Aufdruck und starkem weißem Vorsatzpapier gewählt. Dieselbe ist lieferbar für die Jahrgänge 1922 und 1923 und

kostet nur 1 Mark 20 Pfennig

zuzüglich 20 Pf. für Porto und Verpackung bei direkter Zusendung.

Diesen gewiß niedrigen Preis können wir allerdings nur bei einer einmaligen Herstellung einer größeren Anzahl innehalten und bitten deshalb die Leser der C. W. ihrer Buchhandlung oder uns umgehend ihre Wünsche aufgeben zu wollen.

Der Verlag der Christlichen Welt
Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Antiquariatskataloge

über Werke aus allen Gebieten der theologischen Wissenschaften

erhalten Interessenten kostenfrei zugesandt.

Hermann Aupperle, Spezialantiquariat für Theologie und deren Grenzgebiete

Schw. Gmünd, Württ., Postfach 32.

Theodor Rother, Buchhandlung für Theologie, **Leipzig**

bietet freibl. an in gut geh. sauberen Exempl.: Schr. d. Ver. f. Ref.-Gesch. 1/129 50.—; Manch. Gaben 1/25 40.—; Beiträge z. sächs. Kircheng. 1/31 50.—; Schiele, Religion (160.—) 100.—; Müller, Kircheng. 1/3 (29.—) 18.—; Hennecke, Handb. zu d. Neut. Apok. (12.—) 8.—; Lietzmann, Handb. z. N. T. II (18.—) 12.—; Wobbermin, Wesen d. Rel. geb. (13.—) 10.—; Gurlitt, Kirchl. Kunstdenkm. geb. (4.—) 2.75; Koegel, Joh.-Ev. II (7.50) 5.—, I geb. 7.50; Hornburg, Dorfpr. (4.—) 2.50, Koch, Konf.-Reden (2.50) 1.50, Seeberg, Dogmeng. 1/4 (60.—) 40.—; Jordan, Deutsch. Gesch. u. Wilh. II. (7 50) 5.—; Koegel, Deine Rechte sind m. Lied (5.—) 3.50, Geläut u. Geleit 1/2 (8.—) 5.—; Krüger, Kirchengesch. 1/2 geb. (16.—) 10.—; Müller, Symb. Bücher geb. (15.—) 10.—; Bekenntnisschr. d. ref. K. (25.—) 15.—; Richter, Missionsk. geb. (11.—) 8.—; Ziethe, Lamm Gottes, Silvah (a 4.50) a 3.—; Pfeiffer, Eisen. alt. Perck (12.—) 8.—; Frenßen, Pastor Poggsee geb. (7.50) 4.50; Frommel, Haus u. Herz, Post geb. (a 10.—) a 7.—; Funcke, Paulus, Fußspuren 1/2, Brot u. Schwert geb. (a 9.—) a 4 50; Ztsch. f. Theol. u. Kirche 1902/8 geb. (60.—) 30.—; Zahn, Kom. z. N. T. geb II (14) 10.—, III (24.—) 18.—, XV (16 50) 12.—. Porto u Verp trägt Best. Zahlung sogleich nach Erhalt.

Jede Dame ihre eigene Schneiderin!

Durch unser neues ges. gesch. Verfahren kann jede Dame, ohne das

Zuschneiden und Nähen

erlernt zu haben,

spielend leicht

die schönsten Kostüme, Mäntel, Kleider, Blusen, Mädchenkleider u. Knabenbekleidung, sowie Wäsche aller Art und für jedes Alter

selbst anfertigen.

Viele 100 000 Frauen haben es mit Erfolg probiert, und die zahllosen Dankschreiben, Nachbestellungen und Empfehlungen sind der beste Beweis für die Wahrheit unseres Angebotes.

Schreiben Sie uns auf einer Postkarte nur Ihre genaue Adresse und wir senden Ihnen **umsonst und portofrei** genaue Beschreibung, ohne Kaufzwang, zu.

Georg Sachs, Abtl. V. 17

Darmstadt, Schließfach 92.

Versammlung der Süddeutschen Freunde der Christlichen Welt

im Zusammenhange mit dem Evangelisch-Sozialen Kongreß

zu **Reutlingen** (Marchtaler Hof) am **Dienstag, 10. Juni**, Vorm. 11 Uhr.

Einziger Vortrag: Professor D. Karl Ludwig Schmidt aus Gießen über „Die Frage der Geschichtlichkeit der Worte Jesu" von 11 bis 1 Uhr; Aussprache von 2 bis 4 Uhr.

Teilnehmerpreis 2 Mark.

J. A. D. Foerster, Frankfurt a. M.
W. Buder, Stuttgart.

Rhein. Westf. Diakonieverein

Köln-Mülheim, Düsseldorferstr. 53.

Auf gr. höh. Schulbildg. **unentgeltl. Ausbildg.** und Berufsstellung als ev. Diakonieschwester i. Kranken-, Gemeinde-, Jugend- und Wohlfahrtspflege. Aufn. April u. Oktober. Unser **Erholungsheim** Honnef/Rh. Wilhelmstr. 8 bietet Freunden des Vereins Aufenthalt z. mäß. Preisen. **Gaben** u. Beiträge dr. erbeten auf Postschekk. Köln 63512 H. O. Ilgen, Köln-Mülheim, Deutz-Mülheimerstr. 216.

Dr. 4ling Seife

Hersteller J. Kron, München

Unerreicht in Duft und Güte!

Bewirkt blühendes gesundes Aussehen, hinterläßt Erfrischung und entzückenden Duft!

Achtung!

Zum Schulanfang!

100 St.	Schreibhefte, 4 Bg. stark	5.50
100 „	Oktavhefte	3.—
100 „	Zeichenblocks	5.—
1 Grs.	Schulkreide	1.80
1 „	Schulfedern	0 75
1 „	Bleistifte „Faber"	6.—
1 Dtz.	Bleistifts-Spitzer	1.20
1 Pfd.	Radiergummi 80 St.	2.—
500 Bg.	Konzeptpapier	4.—
500 „	Kanzleipapier	6.—
1000 St.	Dienstumschläge	3.50
1000 „	Postkarten, gr. Form.	3.50
500 Bg.	Billetpost	2.40
500 St.	„ Umschläge	2.40
10 Rollen	Butterbrotpapier	1 80
10 „	Toilettenpapier	1.80

Auf Wunsch Preisliste!

J. Lissner,

Papier- und Schreibwaren-Versandhaus

Breslau 11, Nicolaistr. 72.

Schwestern

ausbild. mit Gehalt, Staatsexam., Anstellung in Krankenhaus u. Gemeinde bietet der **Hess. Diakonieverein**

Rückp. Darmstadt, Martinstraße 79

Pfarrer Guyot.

Meine Tochter, 18jähr., mit Volksschulbildung, musikalisch, möchte sich in gutem Hause bei vollem Familienanschluß im Haushalt vervollkommnen; ohne gegens. Vergütung.

Maschinenfahrsteiger **K. Schmidt**

Palenberg, Bez. Aachen, Hauptstr. 9.

Junge Lehrerin, die Lehrerinnen-Seminar zu Leipzig absolviert hat, sucht ab 1. Juli oder später **Lehrtätigkeit** in Familie, Privatschule, Kindersanatorium oder dergl. See oder Gebirge bevorzugt, event. auch Schweiz. Angebote erbeten an

Pfarrhaus **Kempfenbrunn**

Post Partenstein, Spessart.

An unsere Postbezieher!

Die Post nimmt **Zeitschriften-Bestellungen** nach dem 1. eines Monats für diesen Monat nicht mehr an; Lieferung kann in diesem Falle nur durch unmittelbare Bestellung beim Verlage unter Kreuzband erfolgen. Diese Art der Lieferung ist für beide Teile umständlich und kostspielig. Deshalb bitten wir unsere Postbezieher, den Bezug stets in der zweiten Hälfte eines jeden Monats, spätestens aber beim Erscheinen der zweiten Doppelnummer des Monats für den folgenden Monat zu erneuern.

Der Verlag der Christlichen Welt.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat Mai: Goldmark 0.80; im Auslande für das Vierteljahr April — Juni und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England sh 3/2; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Oesterreich Kr. 52 000.—; Schweden Kr. 2.80; Schweiz (Postscheckbureau Zürich Nr. VIII. 1851) Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4.—; Tschechoslowakei Kr. 18.—; alle übrigen Länder wie Schweiz in Schweizer Franken; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0,15, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0,10. Größere Anzeigen nach besonderem Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 2422.

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 22. Mai